Japan und China.

Zweiter Band.

Japan und China.

Reiseskizzen,

entworfen

während der Preußischen Expedition nach Ost-Asien

von

dem Mitgliede derselben

Dr. Hermann Maron.

Zweiter Band.

Berlin, 1863.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Ein Besuch in Amoy und auf der Insel Formosa.

Todtmüde und erschöpft war ich von einer sechstägigen Berufsreise zurückgekehrt. Ich war von Ningpo, einem Hafen an der chinesischen Küste unterhalb Shangai, in's Innere gegangen, um die Feldbestellung für den Reis genauer zu studiren. Nur wer es kennt und weiß, was es heißt, in einem kleinen mattenbedeckten Boote sich im heißen Sommer in chinesischen Flüssen und Kanälen umhertreiben zu müssen, Tag und Nacht keine andere Heimath zu haben, als das kleine Boot, sich zu ernähren von der Kost, die ein chinesischer Kuli nach europäischer Art zubereitet, und sich mit dem früh einbrechenden Abend von der geringen, so doch immerhin etwas erfrischenden Kühle durch die Deckmatten absperren zu müssen, um von den Mosquito's nicht zu Tode gepeinigt zu werden, nur wer dies kennt, kann das Gefühl der Behaglichkeit begreifen, mit dem man sich, in den Hafen zurückgekehrt,

an einer reich besetzten europäischen Tafel niederläßt und die Segnungen des Riesen-Fächers genießt, der, an der Decke befestigt, Wind und Kühle über die Tafel strömt. So saß auch ich, nachdem ich kaum meine Toilette gewechselt, voller Genuß und Behaglichkeit da, mich gleicherweise der Menschen wie des Comforts erfreuend. Ich war fest entschlossen, die nächsten Wochen nicht mehr an Reisen zu denken, sondern zu ruhen und in der Ruhe zu genießen. Mir gegenüber saß ein englischer Schiffs-Capitain, der während meiner Abwesenheit in Ningpo eingelaufen und an das Haus meines Gastfreundes adressirt war. Ich erfuhr, daß der Capitain in den nächsten Tagen wieder segeln würde. Und wohin gehn Sie? fragte ich gleichgültig. „Nach Formosa.“ Wie ein elektrischer Funke sprang dies Wort durch meinen Körper. Ich hatte seit Wochen darüber gegrübelt, wie ich es wohl am besten anfangen solle, nach Formosa zu kommen. Wie wir wohl von dieser oder jener Speise zu sagen pflegen, sie liege uns wie ein Stein im Magen, so liegt uns oft ein Gedanke, ein Wunsch wie ein Stein in der Fantasie. Solch ein Stein war für mich Formosa. Haben Sie einen Platz an Bord für einen Passagier, Capitain? rief ich hinüber. „Yes, Sir!“ Wollen Sie mich mitnehmen? „Yes, Sir! All right!“ Und der Handel war geschlossen. Billig genug war

er; der liebenswürdige Mann verweigerte die Annahme irgend einer Bezahlung. „Wenn Sie mein Gast sein wollen, sind Sie mir willkommen, anders nicht!“ Wie kommen Sie zu dieser ungewöhnlichen Großmuth, Capitain? „O,“ erwiderte er, „unsere Nationen sind ja jetzt befreundet und verwandt; wir haben ja unsere Kinder mit einander verheirathet!“

Zwei Tage später war ich an Bord eines eleganten schnellsegelnden Schooners, der einem der Handels-Könige des Ostens gehört, dem Hause Dent u. Co. Der Schooner war der Vindex und sein liebenswürdiger Capitain Alfred Roper Esqr., ein echter Englishman vom Scheitel bis zur Zehe. Die Besatzung des Schiffs war die bunteste, die man sich denken kann; der erste Steuermann ein Engländer, der zweite eine Däne; 4 Matrosen, ausschließlich für den Dienst am Ruder und für Segel-Reparaturen bestimmt, Manila-Spanier; die übrigen Matrosen in buntem Gemisch gelbe Chinesen, braune Malayen, schwärzlich schimmernde Hindus, ein Gewimmel von affenartig springenden, kletternden und plappernden Gestalten. Neu und sonderbar war mir der empfangene Eindruck; ich war bis dahin immer nur an Bord von Kriegsschiffen gefahren, wo kein unberechtigter Laut sich hören läßt, wo Jedermann schweigend und militairisch seine Pflicht erfüllt. Größere Gegensätze

kann man nicht denken. Aber ich glaube, ein geistreicher Mann hat einmal gesagt: „Der Mensch gewöhnt sich an Alles", und so gewöhnte auch ich mich in wenigen Tagen an diese heitere und gemüthlichere Auffassung der Matrosen-Pflichten; ich sah, daß alle Arbeiten flink, fröhlich und gut vollführt wurden, — was will man denn weiter?

Der Capitain hatte mir vorgerechnet, daß unsere Abwesenheit sich auf etwa drei Wochen erstrecken würde, wobei 5—6 Tage für Formasa in Anschlag gebracht waren. Schon der Anfang unserer Reise schien dieser Berechnung ungünstig. Wir brauchten mehrere Tage, um den Fluß hinab und durch die Chusan-Inseln uns hindurch zu winden, ehe wir das offene Meer erreichten; dann wehte der Wind uns stetig entgegen, ein starker Strom im Meere setzte uns nordwärts und wir kamen kaum merklich vorwärts; dann trieben wir Tage lang in Windstille. Es war Ende Juni, die Sonnte brannte heiß und die Nächte unter Deck waren qualvoll.

Allmälig näherten wir uns der Nordwestküste von Formosa, das als eins der bedeutendsten Hoch-Länder in weite Entfernung sichtbar ist. Der Anblick hoher Gebirgsketten vom Meere aus ist ein ganz anderer als auf dem Lande; während hier der Beschauer fast immer schon in den Vorbergen oder doch in erheb-

licher Höhe über dem Meeresspiegel steht, ist der Beschauer vom Meere aus im wörtlichsten Sinne grade auf dem Meeresspiegel, und das ganze Gebirge vom Fuß bis zum Gipfel liegt offen vor seinem Blicke. Nichtsdestoweniger hat mir selbst das höchste Gebirge vom Wasser aus gesehen niemals den imponirenden Eindruck gemacht, wie im Lande selbst; es schiebt sich brett- und koulissenartig ohne Perspective vor uns hin, das Bild ist nicht stereoskopisch.

Wir trieben der Küste langsam näher, und zwar näher, als dem Capitain lieb war. Es giebt an dieser Küste keine Häfen und zahlreiche Untiefen machen sie für größere Schiffe gefährlich. Während wir hier einige Tage in Windstille trieben, machte ich eine Beobachtung, die mir interessant war, weil sie die bisher allgemein getheilte Ansicht (von Burmeister bestätigt), daß die Grüne oder die Bläue des Meerwassers lediglich von der Tiefe des Meeres an den betreffenden Stellen abhängt, durchaus nicht bestätigt. Mir selbst waren auf allen meinen bisherigen Fahrten so überraschende Beläge für die Richtigkeit des Princips begegnet, daß auch ich selbst daran glaubte. Hier an der Küste von Formosa jedoch sah ich zu verschiedenen Malen das Wasser bei einer Tiefe von nur 8—6 Faden tief-indigoblau, während es für gewöhnlich bis zu einer Tiefe von 30—40 Faden grün er-

scheint. Eines Tages kreuzten wir eine deutlich sichtbare Linie, die eine Grenze zwischen blauem und grünem Wasser bildete; der Capitain hatte die Güte, lothen zu lassen, und wir fanden 8 Faden im blauen und 9 Faden im grünen Wasser! Als wir einige Tage später bei den Pescadore-Inseln kreuzten, hatten wir bei 30 Faden keinen Grund, und das Wasser war grün. Ich muß aber dabei bemerken, daß der Meeresspiegel unterhalb der Küste und in Windstille ganz glatt war, während wir bei den Pescadores stürmisches Wetter hatten. Aus dem weiten Felde der Möglichkeiten eine Conjectur herauszugreifen, welche diese Widersprüche aufklären möchte, muß ich dem Physiker überlassen, der sich seinerseits vielleicht mit dem Chemiker wird verbinden müssen, um das Räthsel zu lösen.

Auf die Windstillen folgten Stürme aus Süd-Ost; wir lagen 24 Stunden unter den kleinstmöglichen Segeln beigedreht, — der große Komet feierte sein Erscheinen für die Welt mit einem respectablen Sturme in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli. Wir kamen dadurch der andern Seite der Straße von Formosa, der chinesischen Küste wieder nahe und da in den nächsten Tagen die Windrichtung dieselbe blieb, die See sehr hoch ging und die Barometer wieder zu sinken begannen, so beschloß der Capitain aus Besorgniß, daß ein Teuphun im Anzuge sei, in den

nahen chinesischen Hafen von Amoy einzulaufen, den wir zu meinem Vergnügen am späten Abend des 4. Juli erreichten. Es blies diese Nacht hart, und wir waren froh, unter Schutz und vor Anker zu liegen.

Der Hafen von Amoy ist von drei Seiten von 4—500 Fuß hohen, ziemlich schroff aufsteigenden, vielfach wild zerklüfteten und mit schwarzem Gerölle bedeckten unfruchtbaren Felsen umschlossen. Nur hier und dort geben zerstreute niedrige Bäume und ein grüner Schimmer am Boden Zeugniß von der lebendigen, schaffenden Natur. Quer dem Eingange gegenüber liegt eine kleine niedrige Insel mit pittoresken Formen und reicherer Vegetation, aus welcher starre Felsen wie alte Ritter-Ruinen malerisch sich erheben. Wie wohlthätig wirkt auf unser Auge doch überall, selbst in der schönsten Natur, des Menschen Werk! Ich gestehe, daß für mich die schönste Landschaft ohne ein Haus, ohne irgend ein Zeichen, welches die Herrschaft des Menschen verräth, keinen oder doch nur einen flüchtigen Reiz behaupten kann. Darum weilte mein Auge mit Entzücken und Befriedigung auf den prachtvollen Villen, die sich auf dieser Insel erheben, und lebendig und heiter von wohlgepflegten Gärten und Baumgruppen umschlossen gegen den dunklen Gebirgshintergrund und die ruinenähnlichen Felsen abstechen.

Zu meinem Bedauern war der Morgen so stürmisch und zugleich regnerisch, daß ich den Versuch, einen Spaziergang in die Berge zu machen, aufgeben und mich damit begnügen mußte, einen Blick in die Stadt und auf ihre Bewohner zu werfen. Es war grade 8 Uhr, als ich in den engeren Hafen in einem Boote des Vindex einbog, und die Stunde, in welcher es Sitte ist, daß sämmtliche Schiffe im Hafen ihre Flagge aufziehen. Das erste Schiff, bei dem wir vorüberfuhren, zog die Preußische Flagge auf und es ging eine stolze Genugthuung durch mein Herz, als ich sogleich noch zwei andere schwarze Adler im weißen Grunde flattern sah. Drei Schiffe unter 19 Preußisch, das macht etwa 15%, drei Hamburger dazu, das giebt ein Drittel der Gesammtsumme unter Deutscher Flagge, und liefert den Beweis, daß die Preußische Expedition eine Nothwendigkeit war und eine Wohlthat sein wird.

„Wo wollen Sie hin, mein Herr?" fand ich mich angeredet, sobald ich den Fuß an Land setzte. Ich hatte seit Wochen kein deutsches Wort mehr gehört, und es war schon allein die deutsche Sprache, die mich in der Anrede frappirte. Ich sah mich nach allen Seiten nach dem Frager um, und mein Erstaunen wuchs, als ich unter einer Gruppe von Chinesen, die mich umgab, keinen Europäer zu entdecken vermochte. „Wo wollen Sie hin, mein Herr?" wiederholte dieselbe

Stimme und ich entdeckte in dem Eigenthümer derselben einen wahrhaftigen Chinesen mit langem Zopf, der sich bückend und dienernd vor mir stand. — „Zum Preußischen Consul," erwiderte ich, noch halb von Verwunderung gefesselt. — „Kommen Sie, ich werde Sie hinführen." Das Alles war in gutem, reinem Deutsch gesprochen. „Ich bin Carl von Gräfe," wendete sich mein Führer im Gehen zu mir um. — „Herr von Gräfe," sagte ich mit Ehrerbietung und mit meiner salonmäßigsten Verbeugung, „es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wo sind Sie, wenn ich fragen darf, geboren?" — „O, ich bin hier in Amoy geboren, aber ich bin in Hamburg gewesen." — Das nahe gelegene Consulat war jetzt erreicht und ich bedeutete meinem Führer, der sich außer durch die deutsche Sprache in Nichts von einem gewöhnlichen chinesischen Kuli unterschied, unten zu warten und sich für diesen Tag als in meinem Dienste zu betrachten. Vom Consul erfuhr ich dann die einfache und doch interessante Geschichte dieses Mannes. Er war als Junge von einem Herrn Carl von Gräfe (einem Bruder des berühmten Augen-Arztes), der vor einer Reihe von Jahren auf seinem eigenen Schiffe mehrere Reisen nach China gemacht hatte, in Amoy als Diener engagirt, war mehrere Jahre mit ihm gefahren und auch eine Zeitlang in Hamburg gewesen. Welches der

Grund der Trennung von seinem Herrn und seiner Rückkehr nach China war, ist mir entfallen. Er hatte sich aber so sehr mit seinem alten Herrn in Gedanken identificirt, daß er beschloß, den Namen desselben auch auf seine eigene Person zu übertragen; ja er hat sogar gelernt, diesen Namen mit deutschen Buchstaben zu schreiben und unterzeichnet sich in allen seinen sonst chinesisch geschriebenen Briefen und Documenten als Carl von Gräfe. Diejenigen Chinesen, welche nur das chinesische Englisch, das sogenannte „pitchin-english“ sprechen, betrachtet er mit Verachtung.

In unserem Consul, Herrn J. Pasedag, lernte ich einen liebenswürdigen und unterrichteten Mann kennen, der mir auf das freundlichste entgegenkam, und mich wiederholt zu überreden versuchte, in Amoy zu bleiben und von dort aus eine Excursion in's Innere zu unternehmen. Indessen, so verlockend es auch ist, sich vom Strome tragen zu lassen und alle Bestimmung dem Zufalle und der Gelegenheit anheimzugeben, so ist es doch praktisch, sich nicht zu weit von einem einmal gefaßten Plane zu verirren, und nicht zu oft von der großen Straße abzulenken. Ich lehnte die Proposition um so entschiedener ab, als ich erfuhr, daß in Stadt und Umgegend die Cholera ziemlich bedeutende Verheerungen anrichte. „Da wird es gute Frachten geben,“ bemerkte ein Schiffscapitain, der anwesend

war. — „Gute Frachten?“ fragte ich verwundert. — „Gewiß,“ erwiderte er, „todte Chinesen bezahlen wundervoll.“

Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß kein Volk vielleicht auf der Erde solche Anhänglichkeit an die Stätte seiner Geburt hat, als die Chinesen. Es ist einer der schrecklichsten Gedanken für sie, dereinst nicht auf dem Grunde ihrer Väter zu ruhen, und so groß ist die Pietät gegen die Todten und für diesen Wunsch, daß die Ueberlebenden, und seien sie noch so arm, das letzte Vermögen aufwenden, um eine Leiche nach ihrer Heimath zu schaffen. Aus Singapore, aus Java, selbst aus Californien werden häufig Leichen nach China zurückgebracht, und hohe Frachten dafür gezahlt. Wenn ich also, was ich hoffe, dazu kommen sollte, den gesammten Handel China's einer detaillirten Bearbeitung zu unterwerfen, so werde ich bei Amoy für die nächsten Jahre chinesische Leichen als einen Export-Artikel bezeichnen dürfen.

Der Hafen von Amoy hat für den internationalen Verkehr keine selbstständige Bedeutung; er hat nur Zwischen- und Küsten-Handel. Thee, Zucker, Reis, etwas Opium bilden seine vorzüglichsten Handelsartikel, aber es ist der Hauptstapelplatz für den Handel mit Formosa.

Im Laufe des Vormittags fanden sich mehr und

mehr Deutsche zusammen, theils solche, die am Orte wohnten, theils die Capitaine der deutschen und preußischen Schiffe. Ich habe sonst nie viel Freude gehabt in den Gesellschaften der Deutschen in der Fremde. Dieselbe Zerfahrenheit, die wir bei uns zu Hause im Großen zu bedauern haben, tritt uns in der Fremde noch viel widerlicher entgegen, weil sie unmittelbarer, weil sie persönlich auf uns wirkt. Wo vier Deutsche zusammen sind, sind drei gewiß aus verschiedener Herren Ländern, und alle vier in Fehde gegen einander. Es ist nicht etwa Liebe zu ihrem speciellen Vaterländchen, sie überschütten es mit Tadel und Spott; aber stärker noch ist ihr Haß gegen den stärkeren Nachbar, der vielleicht nach einer Suprematie strebt. Die Deutschen im Osten haben, an einer vernünftigen Entwickelung daheim verzweifelnd, sich selbst als Deutsche aufgegeben; sie leben meist unter englischem Schutz, sind glücklich, wenn sie für Engländer gehalten werden, kleiden, ernähren sich und leben überhaupt durchaus nach englischer Sitte. Ich habe es stets als meine Pflicht erachtet, das so tief gesunkene Selbstbewußtsein wieder aufzurichten, Hoffnung zu erwecken, die Perspective in die Zukunft klarer zu zeichnen. Manche bittere Controverse habe ich durchkämpfen müssen. Was ich dagegen in Amoy sah und hörte, berührte mich auf's Angenehmste. Die hier lebenden Landsleute

hatten der Ehre, in der englischen Gesellschaft geduldet und über die Achsel angesehen zu werden, ein selbstständiges Leben in eigener geschlossenen Gesellschaft vorgezogen. Sie sagten, sie seien Deutsche und wollten es sein, nicht nur innerlich dem Wesen nach, sondern auch in ihrer ganzen Erscheinung, in ihrem äußern Leben. Ich verbrachte einige angenehme Stunden in der Gesellschaft dieser wackeren und verständigen Männer, machte noch einen kleinen Gang durch die Stadt, um einen physiognomischen Ueberblick zu gewinnen, und begab mich dann wieder an Bord meines Schooners, da mich der Capitain hatte benachrichtigen lassen, daß er noch vor Abend wieder in See gehen wolle. Amoy hatte auf mich einen sehr freundlichen und erheiternden Eindruck gemacht; der Charakter des Südens ist hier schon erheblich schärfer ausgeprägt als in Shangai und Ningpo. Die Hautfarbe der Menschen ist etwas dunkler, ihre Bewegungen und Geberden lebhafter, ihre Trachten bunter, ihre Häuser und Schiffe strahlen in grelleren Farben, und eine reiche Auswahl der verschiedensten Südfrüchte präsentirt sich auf allen Straßen.

Vor Abend desselben Tages verließen wir den Hafen, die Barometer waren gestiegen, das Meer ruhig geworden; den 7. früh passirten wir bei flauer Brise die Südspitze der Pescadores und hatten am 8. früh

Ape-hill (Affenberg), welcher von einer Seite den engen Eingang in den Südhafen von Formosa, Takau, begrenzt, gerade vor uns; links von uns dehnte sich eine weit vorspringende niedrige Küste aus, auf der sich, mit dem Fernrohre deutlich erkennbar, die Ruinen eines alten Kastells erhoben, das einst die Holländer dort aus Mauersteinen, die sie auf ihren Schiffen aus Holland herausgebracht, als eine Zwingburg gegen die vormaligen Herrn von Formosa, die Japaner, erbaut hatten. Das Kastell wurde von den Chinesen erstürmt und die Besatzung ermordet; das Kastell aber liegt in Trümmern.

Der Wind war günstig und wir durften uns der Hoffnung hingeben, noch vor Abend im Hafen vor Anker zu sein; aber der Wind starb allmälig ab und wir mußten, um nicht von dem starken Strome an Land gesetzt zu werden, außerhalb zu Anker gehen, was an dieser gefährlichen Küste, an der schon manches Schiff zu Grunde gegangen, immer ein gefährliches Experiment bleibt. Da der Eingang in den Hafen, wie bemerkt, sehr enge (vielleicht nicht über 100 Fuß) ist, da vor diesem Eingange eine Barre von hartem Sande liegt, die bei Hochwasser nur 12 Fuß Tiefe hat, so folgt daraus, daß sich für Schiffe, die 12 Fuß tief gehen, Hochwasser, ebener Meeresspiegel und günstiger Wind vereinigen müssen, um in den Hafen zu gelangen.

„Capitain," sagte ich nachdenklich, indem ich auf eine Felsenkette von etwa 2—300 Fuß Höhe hinwies, die sich etwa in einer englischen Meile Entfernung von uns dahinzog, „Capitain, halten Sie es für möglich, mit einem Boote an diesem Ufer zu landen?"

Der Capitain setzte sein Fernrohr an und erwiderte, nachdem er aufmerksam hindurchgesehen: „Schwerlich; die Brandung ist stärker als Sie denken. Sehen Sie die hohe Dünung, die allmälig aufkommt?"

Ich hatte die hohe Dünung lange gesehen, ich hatte den seit einigen Stunden rapide fallenden Barometer beobachtet, und diese beiden Beobachtungen allein hätten genügt, schweres Wetter prophezeihen zu können; diese Erwartung ward durch ein sehr eigenthümliches Aussehen des Himmels noch gesteigert. Ein unheimlicher Druck lastete in der ganzen Atmosphäre, die Wolken waren schwer, bleifarbig, mit grünlichen und braunen Schattirungen. „Nehmen Sie das Alles zusammen, Capitain," deducirte ich weiter, „so werden Sie nicht leugnen können, daß ein Sturm im Anzuge ist, und da so viele Bedingungen sich vereinigen müssen, um Ihr Einlaufen in den Hafen zu ermöglichen, so bitte ich Sie um ein Boot, ich will den Versuch machen, zu landen und über die Berge nach Takau zu wandern; es kann höchstens eine Arbeit von zwei Stunden sein." Der Capitain wendete mir dagegen

ein: erstens, der Versuch zu landen werde wegen der starken Brandung fehlschlagen; zweitens, es sei unmöglich für mich, in der Nacht über das scharfe Berggerölle zu wandern, ich würde in jedem Falle eine sehr unbehagliche Nacht zubringen; drittens, diese Nacht könne aber auch gefährlich sein, denn die Bewohner dieser Küsten seien ein raubgieriges und rohes Volk; mancher Grabstein in Takau spreche von ermordeten Seeleuten. Diese Gründe waren allerdings gewichtig; aber ich hatte mit dem chinesischen Supercargo des Schiffes (das für diese Passage an einen Chinesen verheuert war) Rücksprache genommen, und da er in Takau wohnte und Weib und Kind dort hatte, so war er ebenso begierig an Land zu kommen als ich. Da er Gegend und Menschen kannte, so schwanden dadurch die wichtigsten Bedenken. Nun waren mir solche Situationen, wie die vorliegende, hinlänglich bekannt und ich wußte, daß unglücklichen Falls der Schooner wochenlang vor dem Eingange kreuzen könne. Mein Geschäft aber war am Lande, und da meine Excursion sich schon für alle Fälle ganz ungebührlich in die Länge ziehen mußte, so wendete ich die Energie meiner ganzen Beredtsamkeit gegen den Capitain auf.

Mit Widerstreben ward endlich der Befehl gegeben, die Jolle zu bemannen; es war die höchste Zeit, denn der Abend rückte heran und es begann zu dunkeln.

Die Höhe der Dünung bei ruhigem Wetter unterschätzt man gewöhnlich vom Bord des Schiffes aus, und so war es mir auch diesmal gegangen. Sobald wir 100 Schritte vom Schiffe waren, gab ich die Hoffnung auf, denn ich konnte mir nun selbst einen Begriff von der Brandung machen. In der That fanden wir nach mißlungenen Versuchen an mehreren Stellen die Landung unausführbar. Da machte einer der Matrosen auf ein Dach aufmerksam, das bei der nächsten Ecke sichtbar ward; wir hielten längs der Küste darauf zu und erkannten bald bei der rasch zunehmenden Dämmerung zwei Fischerhütten uns gegenüber. Auch am Lande mußte man uns bemerkt haben, denn wir sahen geschäftig nackte Gestalten am Ufer hin und her laufen. Nun rief unser Supercargo einige Worte hinüber, die wohl schwerlich vor dem Brausen und Donnern der Brandung verstanden wurden; jedenfalls aber hatte das Rufen den Effect, daß wir die Leute am Lande ein Fahrzeug ins Wasser schieben uud vom Lande abstoßen sahen; gleich darauf waren sie seitlängs der Jolle. Ein wunderliches Bild! Vier große, nackte, kupferfarbene Männer, stehend das Ruder führend, ohne daß etwas vom Fahrzeug zu sehen wäre, — ein Fahrzeug ohne Kiel, ohne Bord; ein Floß von Bambusstäben mit dem landesüblichen Namen Kata=maran (der mir malayischen Ursprungs zu sein scheint). Auf

diesem Fahrzeuge bewerkstelligten wir endlich glücklich unsere Landung, aber wenn ich an die kommende Nacht dachte, so mußte ich mir sagen, daß ich mich in einer kläglichen Verfassung befand; denn nicht nur Schuh und Strümpfe, auch die Beinkleider waren bis hoch herauf durchnäßt. Und damit sollte ich über schlüpfrige Felsen in finsterer Nacht auf und nieder klettern. Nichtsdestoweniger wurde der Versuch gemacht, aber ich erkannte bald die Unmöglichkeit; da ich mit den Händen tasten und mich an Zweigen und scharfen Riedgräsern festhalten mußte, fühlte ich in wenigen Minuten meine Hände lebhaft schmerzen und bluten. Ich proponirte daher dem Supercargo, mit den Fischern zu unterhandeln, daß sie uns in einem vielleicht größeren Katamaran an der Küste entlang zu Wasser in den Hafen brächten; es fand sich ein solcher und die Fischer waren gegen Erlegung eines mexikanischen Dollars bereit. Eine Kiste wurde als Sitz für mich hergestellt, ich entledigte mich meiner Schuhe und Strümpfe und nahm das längste Fußbad meines Lebens, denn erst nach 2½ stündigem angestrengtem Rudern gegen starken Strom passirten wir den Eingang, und die Lichter einiger Schiffe, die dicht hinter demselben lagen, strahlten mir beruhigend und behaglich entgegen.

In der Nacht um 2 Uhr brach der vorhergesehene

Sturm los. Der Schooner Vinder mußte seinen Ankerplatz verlassen und unter Segel gehen, — er kam erst sechs Tage später in den Hafen hinein.

II.

Meine Vorsicht, oder wie Capitain Roper es ärgerlich genannt hatte, mein Eigensinn waren mir für diesmal von größtem Nutzen gewesen; am Tage vorher war in einem Kanonenboote der englische Consul, Mr. Swinhoe, in Takau angekommen, um seine Residenz in der Hauptstadt der Insel, in Taywan-fu, aufzuschlagen. Herr Swinhoe war der erste fremdländische Consul in Formosa, und die Häfen Tamschui, Kilung im Norden und Takau im Süden erst durch den Frieden von Peking den Fremden überhaupt geöffnet. Mein erstes Geschäft am andern Tage war, mich mit diesem Manne in Verbindung zu setzen; ich fand ihn, wie fast alle Engländer, sobald sie Europa im Rücken haben, liebenswürdig, gesellig, gastfrei und von aufopfernder Gefälligkeit, Charaktereigenschaften, die man ihnen in Europa in ihrer eigenen Heimath nicht nachrühmt und die sich in ihr gerades Gegentheil verkehren, sobald sie den Continent bereisen. Er theilte mir mit, daß er schon in den nächsten Tagen, sobald

nur die allernöthigsten Reisevorbereitungen vollendet sein würden, zu Lande nach Taywanfu abgehen werde, und lud mich sogleich ein, mich ihm anzuschließen. Das war mehr als ich erwarten, und Alles was ich wünschen konnte.

Herr Swinhoe wohnte selbstverständlich am Bord des Kanonenboots; ich hatte, als ich am Abende vorher in den Hafen kam, an der Seite eines Opiumschiffes angelegt, eine Schlafstelle erbeten und ein Quartier erhalten, so gut es unter solchen Umständen zu beschaffen war. Der Reisende findet in fremden Ländern nicht überall Hotels und in Takau fand ich nicht einmal ein Haus, und war daher wieder auf Gastfreundschaft an Bord angewiesen. Schon einige Jahre vor der officiellen Eröffnung dieses Hafens hatten Engländer mit der ihnen eigenen Ungenirtheit den Hafen privatim für sich eröffnet. Es war keinem fremden Schiffe gestattet, dort zu landen; nichtsdestoweniger liefen deren zwei, das eine dem Hause Dent & Co., das andere dem fast ebenso bedeutenden Hause Jardines, Matheson & Co. gehörig, in den Hafen ein; sie waren aber mit guten Kanonen und mit guter Mannschaft versehen. Ein allgemeines chinesisches Landesgesetz verbot die Einfuhr des Opium, aber diese beiden Schiffe hatten Opium geladen — und sie verkauften ihn. Nie wurde ein Versuch gemacht, diesen

Handel zu inhibiren; es war hier wie überall; die Mandarinen rauchten selbst und ließen sich gut dafür bezahlen, daß sie von dem Verkaufe nichts merkten. Diese beiden Schiffe haben seit jener Zeit den Hafen nicht mehr verlassen, sind abgetakelt uud Wohnhäuser und Waarenlager auf dem Wasser geworden. Die Schiffscapitaine sind nun Gouverneure, Unterthanen und Kaufleute, Alles in einer Person. Sie betreiben für Rechnung ihrer Häuser mit wechselndem Glücke meist Tauschhandel mit den Eingeborenen und leben fern vom Geräusch der Welt ein ruhiges, sorgenfreies und langweiliges Leben, dessen Eintönigkeit nur ab und zu durch ein einkommendes Schiff unterbrochen wird. Ich glaube, daß die beiden nordischen Häfen von Formosa (Tamschui und Kilung) lebhafter sind, wenn auch ihre sociale Cultur noch nicht weiter vorgeschritten ist.

Ich benutzte den Nachmittag dieses Tages zu einem Ausfluge in die nächste Umgebung, und suchte vor allen Dingen einen Ueberblick über die Formation des Landes zu gewinnen. Es war ein köstliches Bild, das mich auf dem Gipfel der Hügelkette erwartete, die ich gestern in der Nacht überschreiten zu wollen mich vermessen hatte. Unter einer Gruppe von Euphorbien und Firnißbäumen gelagert, hatte ich links das Meer, und das Donnern der Brandung an den steilen Klip-

pen drang als leises eintöniges Rauschen zu mir herauf; rechts hinab fiel der Blick auf eine weite fruchtbare Ebene, nicht eine jener langweilig ermüdenden eintönigen Ebenen, wie wir sie meistens in Europa haben, sondern eine Ebene, ausgestattet mit allem Zauber einer chinesischen Landschaft — Wasser und Bäumen. Zahlreiche Flüsse, Kanäle und Bäche laufen in anmuthigen Windungen wie Silberadern über die ganze Fläche; zahlreiche Baumgruppen, meist die Wohnungen der Landleute einschließend und verhüllend, sind über die ganze Ebene verstreut. Der Chinese hat es mit einem natürlichen Genie für die Flächenlandschaft besser als irgend ein anderes Volk verstanden, Baum und Wasser nicht nur nützlich, sondern auch decorativ zu verwenden. Den Hintergrund von Bergen hat die Natur selbst überall gespendet. So erhebt sich auch hier hinter dieser Ebene die imposante Gebirgskette, welche die Ostseite der Insel von Norden nach Süden bildet. Ich schätze die mittlere Höhe des Gebirgskammes auf etwa 7—8000 Fuß, denn einen einzelnen Berg, der höher nach Norden hinauf und ziemlich in der Mitte der Insel die übrigen Gipfel nicht allzu erheblich überragt, finde ich auf einer Seekarte unter der Bezeichnung „Mount Morrison“ mit 13000 Fuß Höhe angegeben. Mit eigenthümlichem Interesse weilt mein Blick auf diesen unwirthlichen Höhen. Dort

wohnt ein Volk, das sich dem Späherauge und der zudringlichen Cultur Europa's noch zu entziehen gewußt hat. Selten hat ein europäisches Auge sie gesehen und auch die Chinesen wissen so gut wie nichts von ihnen; von den Wenigen, die Gelegenheit hatten, sie zu sehen, sind wiederum nur wenige im Stande, etwas zu erzählen, denn jener Volksstamm ist ein wilder, sie leben von der Jagd, vom Raube und von Menschen, — sie sind Menschenfresser. Noch ist Alles, was dieses Volk betrifft, Geheimniß und Widerspruch. Sie werden als außerordentlich schöne Menschen geschildert und in ihrer Gesichts- und Körperbildung, in ihrer Kleidung, Sitten und Sprache durchaus verschieden von Chinesen sowohl als von Malayen; Alles deutet darauf hin, daß ihr Ursprung nicht asiatisch ist. Feindlich aller Cultur, unbezähmbar und unantastbar in ihren rauhen Felsen sind sie der Schrecken der furchtsamen Chinesen, die mühsam im Schweiße ihres Angesichts die Ebene bebauen; es ist in den Grenzstrichen dasselbe Verhältniß, wie zwischen den Ansiedlern in Amerika und den Rothhäuten. Aber eines seltsamen Kriegsmittels muß ich hier erwähnen, welches die Chinesen als ganz charakteristisch für sie gegen die kriegerischen Bergbewohner in Anwendung gebracht haben, ein Mittel, auf welches doch noch kein colonisirendes europäisches Volk verfallen ist. Sie haben

vor einiger Zeit ganze Schiffsladungen voll Tiger aus Singapore herübergebracht und dieselben als Vorkämpfer der Civilisation in die Berge entsendet. Noch jetzt bringen Handelsdjunken bisweilen Tiger zu demselben Zwecke herüber. Doch warum auch nicht? Wenn die Alten Elephanten und zusammengebundene Stiere mit brennenden Pechkränzen in den Hörnern auf die feindlichen Legionen losließen, wenn die neuere Kriegskunst der civilisirtesten Staaten den beißenden Zouaven mit der kratzenden Katze zusammengepaart hat, die nun zusammen eine ganz respectable Bestie ausmachen, — warum nicht auch Tiger?

Allein der im Gattungs-Bewußtsein begründete Drang des Menschen zum Menschen und das ökonomische Princip des aus dem gegenseitigen Verkehre entspringenden Vortheils hat sich auch hier, wenn auch in sehr indirekter Weise, Bahn zu brechen gewußt. Es sind in den Grenzdistrikten und an einigen Punkten der Ostküste Zwischenglieder entstanden aus der Vermischung von Chinesen mit Wilden; diese Leute, die den Wilden doch näher stehen sollen als den Chinesen, vermitteln einigen Verkehr und diese Colonieen an der Ostküste wagen es sogar, sich in Verbindung mit Schiffen zu setzen. Im Herbste 1860 hatte bekanntlich die „Elbe", ein zum preußischen Geschwader gehöriges Transportschiff, ein kleines Engagement mit den Kü-

stenbewohnern. Der Commandant, der wegen schweren entgegenstehenden Windes einige Tage an der Nordostküste vor Anker lag, versuchte während dieser Zeit eine Landung mit bewaffneten Matrosen; kaum gelandet, wurden sie von lebhaftem Gewehrfeuer aus undurchdringlichem Buschwerk empfangen, und obgleich sie das Feuer sogleich nach besten Kräften erwiderten, so war der Kampf, weil sie ihre Gegner nicht sahen, zu ungleich, sie zogen sich in's Boot zurück, schossen von dort aus auf die vordringenden Insulaner und erschossen einen derselben; an Bord zurückgekehrt, wurden einige Kanonenkugeln gegen das Ufer entsendet, worauf man Menschen mit Vieh und Gütern höher in die Berge hinauf fliehen sah. Als Anhang zu dieser Geschichte bin ich im Stande Folgendes mitzutheilen. Der Capitain Meinke von der preußischen Brigg Typhoon erzählte mir in Amoy, wie nachstehend: „Ich habe bei meinen häufigen Reisen um Formosa herum schon einige Male an der Nordostbahn vor Anker gelegen, um schweres Wetter vorübergehen zu lassen; es befindet sich dort bei Suau-Bay (unter 24° 38' L.) ein ziemlich sicherer Ankerplatz; die Anwohner dieser Küste, die nicht mehr ganz reine Wilde, aber immerhin noch wild genug sind, waren mit mir bereits verschiedene Male in kleinen Verkehr getreten und hatten mir Hühner, Eier und

Fische gebracht. Auch im Frühjahr dieses Jahres ging ich eines Abends zu später Stunde dort vor Anker; am anderen Morgen sah ich die Leute am Ufer geschäftig, Boote auszusetzen, offenbar in der Absicht, an Bord zu kommen. Ich weiß nicht mehr, wie ich dazu kam, ich hißte, als die Boote eben im Abstoßen waren, die preußische Flagge. Sofort sprangen sie aus den Booten heraus, zogen sie eilig wieder an's Land und liefen in wilder Flucht den Büschen und Bergen zu. Es muß dies jedenfalls dieselbe Stelle gewesen sein, an welcher die „Elbe" einige Monate vorher die kleine Affaire hatte." So der wackere Capitain. Ich aber überlegte im Geiste die weltgeschichtlichen Folgen des Faktums, daß die junge preußische Flotte sich doch schon einem Volke des Erdkreises fürchterlich gemacht habe.

Ich hatte ein Stündchen verträumt und stieg nun bergab. Während ich in der fast tropischen Flora am Fuße der Berge an dem von Ebbe und Fluth stets aufgeweichten Schlamm der Innenseite des Hafens entlang den Schiffen zuwandelte, befand ich mich plötzlich in einer sehr übelriechenden Atmosphäre. Nach kurzer Prüfung war es mir klar, daß es der Geruch von Schwefel sei, und daß eine Schwefelquelle in der Nähe sein müsse. Nach langem vergeblichen Hin- und Hersuchen in den unteren Berg-Re-

gionen entdeckte ich endlich ganz am Fuße derselben, bereits im Uferschlamm und halb überspült vom Wasser einige gelbe Stellen mit quirlender Bewegung, kleine schlammige Blasen werfend. Daß Formosa Schwefelquellen enthält, war schon bekannt, aber man kannte nur einige im Norden der Insel, die im Betriebe sind; ich kann jetzt constatiren, daß solche auch im Süden vorhanden sind. Ueber den Werth derselben kann natürlich erst eine bergmännische Untersuchung unterscheiden. Wenn Formosa, was in vielen Beziehungen für Formosa eben so nützlich wäre wie für Preußen, eine preußische Besitzung wäre, so würden wir darüber bald in's Reine kommen.

Den Abend über verbrachte ich in Gesellschaft des Herrn Swinhoe, der auch seinerseits froh war, für die nächsten Wochen einen Gesellschafter inmitten der chinesischen Einsamkeit gewonnen zu haben; ich sage für die nächsten Wochen, denn die gute Gelegenheit, die sich mir darbot, hatte mich bald bestimmt, meinen Reiseplan zu ändern und 3—4 Wochen im Inneren der Insel zu verweilen. Wir schmiedeten Pläne von Excursionen, die wir gemeinschaftlich nach allen Himmelsgegenden unternehmen wollten. Am nächsten Tage jedoch fühlte ich mich unwohl und es begannen sich die Anfänge eines Unterleibs-Leidens zu zeigen, das den Europäern in diesen Klimaten so gefährlich

ist, und das auch mir für lange Zeit zu schaffen machte; der Tag war mir indessen insofern günstig, als der Wind sich legte und da der Schooner unfern des Einganges kreuzte, ich in den Stand gesetzt wurde, ein Boot an denselben zu entsenden und mein Gepäck zu erlangen.

Es war am Morgen des 11. Juli, als ich etwa eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang an Bord des englischen Kanonenboots kam, um mich mit meinen Reisegesellschaftern zu vereinigen. Um den ersten Einzug und die Installirung des Consuls in der Hauptstadt etwas feierlicher zu machen, wohl auch Rücksichten der Sicherheit in einem ganz unbekannten Lande, war der Beschluß zu Stande gekommen, daß der Kommandant des Kanonenboots mit 3 Mann Marine-Soldaten uns begleiten sollte; zu der Partie gehörte außerdem der Secretair des Consulats, Mstr. Brown.

Mit dem ersten Grauen des Morgens begannen wir unsere Reise auf drei großen Katamaran's; auf dem einen waren wir selbst, auf dem anderen die Marine-Soldaten und unser Gepäck, auf dem dritten unser chinesischer Führer und Reise-Intendant nebst der gesammten Dienerschaft. (Ich für meine Person hatte mir für die projectirte Dauer meines Aufenthalts einen Manila-Spanier engagirt, der etwas

chinesisch und ziemlich gut englisch sprach.) Es giebt Nichts, was für mich einen höheren poetischen Reiz hätte, als in einen anbrechenden Morgen hinaus zu fahren oder zu wandern, zu Wasser oder zu Lande. Alles ist frisch, elastisch und duftig, die empfangende Seele sowohl als die erwachende Natur. Der Morgen ist die Hoffnung der Natur, der Abend nur die Erinnerung; die eine schließt eine keimende sprossende Welt vor uns auf, die andere eine abgestorbene hinter uns ab. Und ein prachtvoller Morgen war es, in den wir hinausfuhren. Die breitere Wasserfläche des Hafens verengte sich allmälig durch flach aus dem Wasser aufsteigende Inseln, die mit Weiden und Gestrüpp bedeckt waren, bis wir uns allmälig im Fahrwasser eines flachen, träge fließenden Stromes befanden. Die Gipfel der hohen Berge im Osten vergoldeten sich und warfen ihren ersten Abglanz hinüber auf die westliche Lehne der Küsten-Hügel, auf denen ich gestern geruht hatte; noch lag die Welt in Stille und Frieden, nur von Zeit zu Zeit ertönte aus den Gebüschen am Ufer der abgebrochene Gesang der chinesischen Lerche, der eine große Aehnlichkeit mit den ersten Takten des Liedes unserer heimathlichen Nachtigall hat; ab und zu zog ein schneeweißer Reiher über unserem Haupte dahin. Die Luft war still und, wie es gewöhnlich bei Sonnenaufgang der Fall ist,

von erquickender Kühle. Die Sonne war auf und es war vollständig Tag, als wir landeten und an einem kleinen Tempel in dem mit Fliesen ausgelegten Vorplatze unsere Palankins aufgestellt fanden. Während nun unser Gepäck gelandet, an die Träger vertheilt und der Zug organisirt wurde, flanirte ich unter den angrenzenden Baumgruppen umher und bemerkte zu meinem Erstaunen, daß wir uns in der Mitte eines nicht unbedeutenden Dorfes befanden. Diese chinesischen Dörfer liegen so zwischen Bäumen versteckt, daß man in der ganzen weiten Ebene von Formosa fast nichts von einer menschlichen Wohnung sieht, bis man im Schatten der sie umgebenden Bäume angelangt ist. Haine von zierlichen schlanken Bambus mit den glatten sauberen Stämmen und dem reinlichen Grunde zu ihren Füßen, Gruppen der eleganten königlichen Palmen und daneben eine vereinzelte Banane mit dem großen üppig grünen, träumerisch herabhängenden Blatte; — Fürsten und Millionaire erziehen bei uns Miniaturbilder davon in ihren Glashäusern, aber all' ihre Macht und all' ihr Geld reichen nicht hin, sich das zu schaffen, was eine verschwenderische Natur hier dem Niedrigsten und Aermsten gewährt. Ein Mangel aber, war für mein Auge vorhanden; ich hatte ihn gestern in den Bergen bemerkt, und er bestätigte sich heute in der Ebene, —

der Mangel an Conifernen in der Landschaft; keine Fichte, keine Kiefer, deren hohen decorativen Werth ich erst außerhalb meines Vaterlandes kennen und schätzen lernte; kein nordischer Baum, der an die Heimath erinnerte!

Bald war die Bewohnerschaft des Dorfes alarmirt und drängten uns starrend, um die kühnen „Teufel des Westens" zu sehen, die es wagten, mitten durchs Land nach ihrer Hauptstadt zu ziehen. Es war Zeit, daß unsere Träger sich arrangirten, denn das Volk wurde lästig und die Sonne, kaum erst am Horizonte heraufgestiegen, brannte schon heiß in den Vorhof des Tempels. Mit Resignation schob ich mich in den bedeckten Palankin und der Zug setzte sich in Bewegung. Es war die erste größere Tour, die ich in solchem geschlossenen Kasten unternehmen sollte; meine bisherigen Reisen in China waren im Boote gemacht, und was ich fragmentarisch vom Palankin kennen gelernt hatte, ließ mich doch das Boot beinahe noch vorziehen. Es kommt im chinesischen Sommer Alles darauf an, sich gegen die Sonne abzuschließen. Wir tragen bei uns im Sommer einen Strohhut oder eine dünne Mütze, je leichter und durchlassender, desto besser, in China wäre das der sichere Weg zum Sonnenstich, der oft in Zeit einer halben Stunde tödtet. Die gewöhnliche Tracht der Europäer

im Osten ist daher ein dicker Korkhut, helmartig hinten den Nacken schützend, der eben so sorgfältig behütet sein will; übrigens sind diese Korkhüte mit reichlicher Ventilation versehen. So muß man auch im festbedeckten, ringsgeschlossenen Palankin sitzen und oft selbst das etwaige erfrischende Lüftchen sich versagen, um jeden direkten Einfluß der Sonnenstrahlen zu vermeiden.

Die Hitze an diesem Tage war gemäßigt und er gehört zu meinen schönsten Reise-Erinnerungen. Unser Weg führte ohne Unterbrechung durch die reichste Cultur-Ebene, die ich bisher gesehen und die in einer Weise benützt wird, die zwar von dem Auge jedes Reisenden, welchem Fache und welcher Wissenschaft er auch angehören mag, als vortrefflich empfunden werden muß, die aber in ihrem vollem Werthe erst von einem landwirthschaftlichen Auge gewürdigt werden kann. Das üppige Zuckerrohr mit dem tropischen Charakter, die zierliche Indigo-Staude, das schlanke Sesam mit den weißen becherförmigen Blüthen, Erdnüsse mit zarten grünen Blättchen, die fast bedeckt sind von einem gelben Blüthenmeere, Reis, Coronilla (eine hochwachsende akazienartige Pflanze, die zur Gründüngung benützt wird), und ab und zu das Lieblichste und Prächtigste was man in der Pflanzencultur sehen kann; — ein unter Wasser gehaltenes Feld mit

Lotus; wenn der Wind die großen runden Blätter, die träumerisch träge mit ihrer ganzen Rückenfläche auf dem Wasser ruhen, erweckt und hebt, wenn sich der rothe, sanftschimmernde Blumenkelch verwundert aufrichtet und an den weißen Reiher lehnt, der spähend in seinem Jagdreviere steht, so meint man ein Bild aus einem Märchen zu sehen. Märchenhaft war mir der ganze Weg und ich hatte nur das eine Bedauern, daß er viel zu flüchtig zurückgelegt wurde. Es ist kaum glaublich, wie rasch diese chinesischen Kulis mit ihrer Bürde vorwärts schreiten; der Versuch ledig neben ihnen herzugehen und Tempo zu halten ist fast unmöglich; ich glaube, daß die schwankenden elastischen Bambusstäbe, in denen der Palankin hängt, die einmal gegebene Bewegung nach vorwärts nach dem physischen Gesetze der Trägheit unterstützen. Die Bewegung ist die eines langsamen Trabes bei uns. Selten gehen die Träger in einer Tour länger als 35 Minuten, überall am Wege sind Stationen für die Reisenden, kleine improvisirte Wirthshäuser; eine Bambushütte an der Seite des Weges, über den Weg auf Bambusstäben ein Dach von Bananen und Palmenblättern, um Schatten für die Reisenden zu schaffen. Niedrige Tische und Bänke stehen auf beiden Seiten des Weges, besetzt mit Ananas, Bananen, Mangold, Wassermelonen und Pumpelmus; in un-

appetitlichen schlechten Porcellanschalen wird überall Thee gespendet. Die Ananas, die überall hier wild wächst (ich glaube sonst nirgends in China), ist aber die Hauptfrucht; sie fehlt auf keinem Tische und ist vielfach in schöne Stücke und Scheiben zerschnitten zierlich aufgethürmt. Den Inhalt einer ganzen so zugestutzten Ananas kauft man auf diese Weise im Detail für den Werth von noch nicht einem preußischen Sibergroschen; eine schöne Ananas in der Schaale kostet 2—3 Pfennige. Ich war an diesem Tage jedoch sehr vorsichtig, da ich meine Leiden noch nicht beseitigt fühlte, und da wir reichlich mit Sherry und Brandy versehen waren, so zog ich es vor, meinen Durst durch diese Spirituosen mit Wasser verdünnt zu löschen; auch hatte ich mich bereits an das vielleicht rathsamste Mittel gegen den Durst, an heißen Thee (natürlich ohne Zucker und Milch) hinlänglich gewöhnt.

Uebrigens muß ich bei dieser Gelegenheit einer seltsamen Erscheinung erwähnen, die mir schon in Japan auffiel, und die sich mir auf allen meinen Wanderungen in China wiederholte. Von allen Früchten, von denen ich überall auf den Inseln in jedem Monate und an jedem Orte neue kennen lernte, habe ich fast niemals einen Baum oder einen Strauch zu Gesichte bekommen, wenn ich nicht einen besonderen

Führer nahm und oft meilenweit wanderte, um ein vereinzeltes Exemplar zu sehen. Die einzige Erklärungsweise, die ich finde, ist die, daß die Chinesen es aus Furcht vor Diebstahl vermeiden, diese Früchte an den größeren Landstraßen zu bauen, und daß die Anwohner derselben den Versuch als überflüssig gar nicht erst wagen. So muß ich bekennen, auch in Formosa keine einzige Ananas im Felde oder im Garten gesehn zu haben.

Erst gegen 9 Uhr machten wir einen längeren Halt in einem kleinen Städtchen, in welchem uns unser Führer bei einem Kaufmann Quartier verschaffte; zugleich benachrichtigte mich der Führer, der eine Einsicht in das gewonnen zu haben schien, was ich für meine Person auf der Reise suchte, daß sich in dem Nebenhause eine Oelmühle befinde. Ich begab mich sogleich dorthin, und indem ich von der Hofseite aus dem hellen Sonnenlichte in den dunkel gehaltenen Fabrikraum trat, entging meinem Auge eine Grube. Ich trat mit einem Fuß hinein, fiel und konnte mich eines Schmerzensschreies nicht enthalten. Meine Reisegefährten, die mir gefolgt waren, hoben mich sogleich auf, und in der Betäubung von Schreck und Schmerz glaubte ich sicher, das Bein gebrochen zu haben. Ich fand jedoch bald aus, daß es nur eine Verrenkung unterhalb des Aenkels sei, an der dieser Fuß schon

öfter in seinem Leben gelitten hatte, die aber doch niemals so heftig gewesen war als diesmal. Ich hatte sofort seitwärts am Blatt eine harte Geschwulst von der Größe einer Wallnuß und eine halbe Stunde später war fast der ganze Fuß dick geschwollen. Während ich nun trübsinnig dasaß und unter dem Einflusse einer immer stärker werdenden Ahnung, daß über meiner Formosa-Fahrt ein böses Geschick schwebe, stark mit dem Gedanken umging, umzukehren und nach Takau zurückzugehen, meldete sich ein Chinese, der den Fuß besehen wollte. Nachdem sein Wunsch erfüllt war, lief er fort, kam aber nach einigen Minuten mit einem grauen großen Pflaster wieder, das er über der ganzen Geschwulst ausbreitete. Unterdessen war unser Frühstück servirt, ich aß herzhaft und war bald verwundert, nicht heftiger von Schmerzen incommodirt zu sein. Ich hatte, wie gesagt, an diesem Uebel in Europa schon öfter gelitten und stets 8 bis 14 Tage mich nur auf die schmerzhafteste Weise hinkend fortbewegen können. Ich will hier gleich das Resultat der chinesischen Kur mittheilen. Nach einer Stunde war aller Schmerz bis auf ein leises Jucken und Brennen verschwunden, am andern Morgen die Geschwulst sehr erheblich gesunken, ich konnte fest auftreten und ohne zu hinken gehen. Niemals hat mir ein europäischer Arzt das zu leisten vermocht, was dieser kunstlose Quacksalber.

So harrte ich denn tapfer bei meiner Gesellschaft aus und nach einigen Stunden setzten wir unseren Weg in immer gleicher Weise fort; aber es war sehr heiß gewesen, die Kulis seufzten unter ihrer Last, und so gaben wir den Plan, Taywanfu noch an diesem Tage zu erreichen, um so bereitwilliger auf, als wir nicht wußten, ob wir in Taywanfu irgend etwas zu unserer Aufnahme vorbereitet finden würden; ja der Consul wußte nicht einmal, ob ihm die Behörden eine Wohnung in Bereitschaft hielten. So zogen wir es denn vor, bei einem reichen Ackerbürger des Städtchens Keja unser Nachtquartier aufzuschlagen. Wir hatten aber schrecklich, so lange es Tag war, von Hitze und den Hunderten von zusammengelaufenen Chinesen zu leiden, die den Eingang zu der Vorhalle, in der wir Platz genommen, vollständig blokirten und auch den leisesten Luftzug absperrten; doch auch der Tag verging und mit ihm die Chinesen; die Nacht zog herauf und mit ihr die blutgierigen Mosquitos, die klebrigen Kockorotsche (eine Art Schaben) und das ganze Heer des südlichen Ungeziefers; doch auch die Nacht fand ihr Ende und ein paar Kübel Brunnenwasser wuschen die wüsten Träume der Nacht hinweg.

Nun wurde amtlich ein Bote nach der Residenz vorausgesendet, um die Ankunft von Ihrer Britannischen Majestät Consul auf 10 Uhr den Mandarinen

zu verkündigen. Und um 10 Uhr zogen wir durch das Thor der hohen Mauer, welche alle chinesischen Regierungsstädte umgiebt, pünktlich in Taywanfu ein.

III.

Am Thore von Taywanfu empfing uns ein Mandarin niederen Grades, um uns anzuzeigen, daß der Tautai, d. i. der Gouverneur der Provinz, uns in seiner Audienzhalle erwarte. Wir arrangirten hier im Hause erst unsere Toilette, der Consul und sein Secretair bekleideten sich mit goldbetreßten Mützen und Schwertern, desgleichen der Commandeur des Kanonenbootes, dann bestiegen wir wieder unsere Palankins und zogen bald im dichten Gedränge der sich sammelnden Volksmenge durch die Straßen einiger Vorstädte dem Empfangssaale zu; die Straßen der eigentlichen Stadt wurden von unserm Führer offenbar vermieden; was wir davon sahen, war weitläufig bebaut, verhältnißmäßig dünn bevölkert und mit Gärten und Ackerstücken durchschossen. Nach einem etwa halbstündigen Gange bogen wir in einen großen Vorhof ein, wurden mit Mühe durch die Volksmenge hindurch getragen und in einem zweiten Vorhofe niedergesetzt. Hier wurden wir von Mandarinen mit überschwenglichen

Höflichkeitsbezeugungen empfangen und in den Audienzsaal geführt, an dessen Schwelle uns der Gouverneur und die höchsten Würdenträger zur Begrüßung entgegenkamen. Wir wurden zu Sesseln geführt, die auf der einen Seite der Halle aufgestellt waren, während die Mandarinen in einer Reihe uns gegenüber Platz nahmen. Sie waren in ihren Staatskleidern, gegen die wir in unseren bestaubten, zerknitterten und ohne jeden Aufwand von Sorgfalt oder Schmuck getragenen Reisekleidern wenig vortheilhaft abstachen. Da saß uns gegenüber zuerst der Tautai, dessen Würde etwa bei uns in Preußen mit der eines Regierungs-Präsidenten vergleichbar wäre, die sich aber bisweilen auch zu der Würde eines Ober-Präsidenten erhebt. So centralisirt auch die chinesische Regierungsform sein mag, so ist doch die Stellung dieser Tautai's von einer weit concentrirteren Machtfülle, als die der entsprechenden Chargen bei uns. Der Begriff der localen Administrative ist in China viel weitreichender und machtvoller als bei uns; dem Tautai in vielen Dingen untergeben ist sowohl der oberste Militair-Mandarin (der „kommandirende General" der Provinz) als auch der oberste Justiz-Mandarin („Ober-Appellations-Gerichts-Präsident"). Diese Einrichtung, welche im Widerspruche zu stehen scheint mit dem sonst stark ausgeprägten Centralisations-Principe, ist durch äußere

Verhältnisse in China bedingt und nothwendig; die ungeheuren Entfernungen einzelner Provinzen von der Hauptstadt, die Langsamkeit der Fortbewegung, der Mangel an Eisenbahnen, Dampfschiffen, Telegraphen machen es durchaus nothwendig, eine größere Machtfülle und zwar eine vicekönigliche in die Hände der Gouverneure niederzulegen. Von Paris und Berlin aus regiert sich das Land mit Leichtigkeit, wenige Minuten reichen hin, um in jedem Falle eine Anfrage nach der Hauptstadt und eine Antwort zurückzubringen; in China würden oft Monate vergehen.

So hatte sich auch bei dieser Gelegenheit der Tautai, der als Gouverneur einer abgelegenen großen Insel ein Tautai ersten Ranges ist, zum Zeichen seiner Macht mit den Würdenträgern der einzelnen Regierungs-Kategorieen umgeben. Er saß uns gegenüber in der Mitte, ihm zur Linken (dem chinesischen Ehrenplatze) die Justiz-, zur Rechten die Militairgewalt; neben der Justiz saß die Polizei (der Präfekt von Taywanfu), neben dem Militair der Finanz- und Steuer-Direktor.

Unseren Consul, den ich auf dem Wege mehrfach ziemlich mißlungene Versuche hatte machen sehen, sich mit dem Landvolke und den Kulis in chinesischer Sprache zu verständigen, hörte ich hier zu meinem Erstaunen fließend chinesisch sprechen und sich mit den

Mandarinen geläufig unterhalten. Es ist mit der chinesischen Sprache ein ähnliches, nur weit schärfer ausgeprägtes Verhältniß wie mit der deutschen; man denke sich einen Ausländer, der die deutsche Sprache aus Büchern und im Umgange mit Gebildeten gelernt hat, nach Mecklenburg, ins schlesische Gebirge oder nach Schwaben kommen, so wird er sich zwar überall mit den Gebildeten verständigen können, aber die Sprache des Volks wird ihm meistentheils ganz unverständlich bleiben, und der plattsprechende Mecklenburger selbst wird sich mit dem Niederschlesier oder dem Schwaben nicht verständigen können ohne das Medium des „Hochdeutschen". So giebt es eine durch ganz China verständliche Sprache, die zugleich die officielle und gelehrte Schriftsprache ist, und die den Namen der Mandarinen-Sprache führt; die Masse des Volks spricht und schreibt aber in den verschiedenen Provinzen so abweichende Dialekte, daß die Mandarinen-Sprache zu ihrer Entzifferung allein nicht ausreicht, und jeder Distrikt sein eigenes praktisches Sprachstudium erfordert. Es nutzt daher bei Reisen in China auch nichts, sich einen festen Diener zu engagiren, weil er oft nach 50 bis 60 Meilen die Sprache nicht mehr versteht.

So wurden denn, während wir den präsentirten heißen Thee schlürften, alle durch die Sitte vorgeschrie-

benen Phrasen der Höflichkeit, und demnächst einige Geschäftsangelegenheiten mit großer Würde verhandelt. Aus dieser Würde wurden sowohl die Mandarinen, als wir selbst durch ein kleines Ereigniß herausgeschreckt, zu dem ich die unschuldige Veranlassung war. Geplagt von der Hitze und gelangweilt von Debatten, von denen ich nichts verstand, nahm ich Zuflucht zu einem kleinen Erfrischungsmittel, das mit unwandelbarer Treue in meiner linken Rocktasche ruht, — einer Schnupftabacksdose. Wie jede unserer Bewegungen sorgfältig beobachtet wurde, so zog auch das Experiment des Prisenehmens sogleich die Aufmerksamkeit des Tautai nach sich. Ich bemerkte dies, winkte einem Diener, nahm noch einmal, um die Verwendung des Stoffes recht anschaulich zu zeigen, eine Prise nach allen Regeln der Kunst und übersendete dann dem Tautai die Dose; nachdem er Dose sowohl als Inhalt sorgfältig geprüft, griff er herzhaft hinein, und alle hohen Würdenträger auf seiner Seite folgten seinem Beispiele. Und nun erhob sich, da der Taback seine volle Wirkung auf die jungfräulichen Nasen übte, wie mit Zauberschlag ein heftiges Niesen unter den hohen Mandarinen; sie krümmten sich auf ihren Sesseln, sprangen auf und machten so wunderliche Figuren, daß die gesammte zahlreiche Dienerschaft, die hinter ihren und unseren Sesseln stand, in ein unaufhaltsames und un-

auslöschliches Gelächter ausbrach, in das auch wir, und zuletzt auch die Mandarinen herzhaft mit einstimmten. Der Chinese ist ein außerordentlicher Liebhaber von Scherzen. Der Tautai schien nun der Meinung, daß es mit der Würde der diplomatischen Unterhandlungen für heute doch vorbei sei; eine reich mit Früchten, Backwerk und Confituren besetzte Tafel wurde hereingetragen, und nach vielen Complimenten kamen wir zum Sitzen. Nun war es seltsam und auffallend, wie sehr meine Person der Gegenstand der allgemeinen Neugierde und Aufmerksamkeit wurde, einer Aufmerksamkeit, welche die ganze officielle Mission vollständig in den Hintergrund schob. Sie wurden nicht müde, den Consul zu fragen, wie ich heiße, was mein Amt sei, welcher Nation ich angehöre? Ich könne unmöglich ein Engländer sein, da ich ein ganz anderes Gesicht und eine ganz andere Gestalt habe, — gewiß ein Zeichen von feiner Beobachtung und guter Physiognomik. Besonders interessirte sie, mein Alter zu wissen. Was nun in meiner Person auffallend und von meinen übrigen Begleitern abweichend war, bestand außer etwas größerer Körperstärke in einer großen blauen Brille und einem langen vollen, zu jener Zeit allerdings etwas verwilderten Barte. Der Chinese, der auf seinem Kopfe einen schönen vollen Haarwuchs hat, den er bis auf den Wirbel, von dem aus der Zopf sich

bildet, sorgfältig rund herum rasirt, hat doch seltsamerweise einen ungemein spärlichen Bartwuchs; der Backenbart fehlt ganz, der Schnurbart ist ebenfalls dünn, aber noch am besten entwickelt; wahre Karrikaturen von Bärten sind aber die Kinnbärte, die oft nur aus 10 bis 12 Haaren bestehen; es ist außerdem auffallend, wie spät sich der Bart bei ihnen erst entwickelt; vor dem vierzigsten Jahre sproßt kaum ein Haar am Kinn, und alle Leute mit Kinnbärten sind unzweifelhaft alte Leute. Ich hatte schon auf früheren Wanderungen in China die Bemerkung gemacht, daß, wenn ich allein auf dem Lande umherging, die Weiber durchaus nicht vor mir die entsetzliche Scheu gezeigt hatten, die sie an den Tag legten, wenn ich in Begleitung Anderer ging. Es ist das mitunter ängstlich anzusehen, wenn man unvermuthet an der Thür eines Hauses vorbeikommt, hinter der in der offenen geräumigen Vorhalle die weibliche Bevölkerung bei ihren Arbeiten sitzt, wie sie dann alle plötzlich schwirrend wie eine Schaar Rebhühner nach allen Seiten auseinander fliegen und Spinnräder, Haspeln, Handmühlen und Alles, was im Wege steht, in blinder Hast über den Haufen rennen. Später ward ich mir über den Grund klar, — sie hielten mich wegen meines großen Bartes entschieden für einen steinalten, dem weiblichen Geschlechte ungefährlichen Methusalem. So erregte es

auch dieser Mandarinen höchste Verwunderung, daß ich noch nicht 70 oder 80 Jahre alt sei. Ihre nächste Frage war dann, ob ich verheirathet sei. Gewiß. Ob ich einen Sohn habe? Nein. Bei dieser Antwort ward auf jedem Gesichte tiefes Betrauern, innige Theilnahme sichtbar. Auch dies gewährt uns einen Einblick in ein Stück chinesischen Lebens. Ein Sohn ist das höchste Ziel der Wünsche in der Ehe; eine Tochter gilt für nichts. Der Chinese hat das Weib erniedrigt und nachdem er sie erniedrigt hat, verachtet er sie. Das geht sogar zu dem für unser Gefühl so schauderhaften Kindermord, der übrigens doch nur in Fällen großer Armuth oder allgemeiner Landescalamität von irgend nennenswerther Bedeutung wird; immer aber sind es dann die weiblichen Kinder, die geopfert werden. Für den arbeitenden Chinesen ist aber auch der heranwachsende Sohn eine höchst nützlich zu verwendende Stütze, über die der Vater nach Willkür verfügt. Bei dem durchaus patriarchalischen und autonomischen Leben in der Familie ist der Vater Niemandem für Tod oder Leben seines Sohnes verantwortlich. Nun ist es natürlich, daß in einem Lande, in welchem alle Gesetze für den Vater, und keine für den Sohn sprechen, der Sohn keinen innigeren Wunsch kennt als den, nun auch seinerseits bald Vater zu werden und einen Sohn zu haben, an dem er patriarchalische Experimente vollziehen kann.

Zu dem kleinen Imbiß wurde Saki (der chinesische Reiswein, ein Mittelding zwischen Wein und Branntwein) gereicht, von dem uns die Mandarinen wacker zutranken, in dessen Genuß wir aber mäßig waren, da er von Fremden mit großer Vorsicht benutzt werden muß. Der Tautai, der übrigens — vielleicht weil er sich zu hoch im Range glaubte — nicht an der Tafel mit uns Platz genommen hatte, war doch aufmerksam auf Alles, was vorging und mochte wohl unsere Zurückhaltung in Betreff des Saki bemerkt haben. Er entfernte sich und erschien bald darauf wieder mit einer runden weißen Flasche im Arm, die er vor den Consul mit dem Bemerken hinstellte, daß dies das Beste sei, was er uns geben könne. Aber kaum hatte ich einen Blick auf den Inhalt gethan, als ich die Hände zusammenschlug und voll Verwunderung ausrief: „Danziger Goldwasser!“ Als ich nun die Flasche in die Hand nahm und tüchtig schüttelte, daß die glänzenden Goldflocken quirlend auf und niederstiegen, sah ich, daß die Chinesen es wie einen wunderbaren Schatz betrachteten; wahrscheinlich war es dem Besitzer auch als ein wahres Lebens-Elixir zu hohem Preise verkauft oder als ein sehr werthvolles Geschenk übermittelt. Das Interesse, das man an mir genommen hatte, mußte sich steigern, als ich das Wunderwerk für ein Produkt meines Vaterlandes Preußen erklärte.

Doch es ist Zeit, sich zu erheben, denn der Consul hat sich erhoben und den Wunsch nach einem Führer ausgesprochen, der ihn in die ihm bestimmte Wohnung geleiten könne. Wir nahmen nun, bis an die erste Thür von dem Tautai, bis an den Vorhof von dem Militair- und dem Justiz-Madarinen und bis an die Außenpforte von den übrigen Beamten geleitet, unseren Abschied, und freuten uns in der Aussicht auf Ruhe, derer wir sämmtlich bedürftig waren. Als wir in dem uns angewiesenen Tempel ankamen, standen wir staunend da, und sahen uns enttäuscht gegenseitig an. Wir hatten nicht Pracht und Comfort erwartet, aber dieser Wohnort blieb doch hinter den bescheidensten Erwartungen, die ein an eine gewisse Gesittung gewöhnter Mensch zu hegen berechtigt ist, weit zurück. Die ganze Wohnung bestand aus der eigentlichen Halle des Tempels, in welchem man an den Seiten aus alten, verrotteten, durchlöcherten und schmierigen Brettern Schlafzimmer abgeschlagen hatte, die mit dem zerfallenden Gerüste einer vermoderten Bettstelle möblirt waren. Alles war ohne Fenster, daher finster, unheimlich und übelriechend. „Wie?“ rief ich dem Consul zu, „Sie werden doch diese Wohnung nicht acceptiren? Es ist ja ein Hohn, den Ihnen die chinesische Regierung zufügt.“ — „Wohl,“ erwiderte der Consul, „ich muß Ihnen sagen, daß ich eigentlich kein Recht auf

eine Wohnung habe, daß ich mich überhaupt in der ersten Zeit hüten muß, die Saiten zu hoch anzuspannen. Wir stehen hier überhaupt auf vulkanischem Boden, denn ich habe Nachricht bekommen, daß die Bevölkerung sehr feindselig gegen uns und sehr aufgeregt ist. Erst vorgestern, als die Nachricht von unserm zu erwartenden Einzuge bekannt wurde, hat ein Tumult stattgefunden und man hat den Tautai selbst auf offener Straße in seinem Palankin injuriirt und mit Steinen nach ihm geworfen. Seien wir vorsichtig. Uebrigens ist mir eine Alternative gelassen; man hat mir einen anderen Tempel in einer der Vorstädte zur Disposition gestellt, der vielleicht luftiger ist, aber man hat mir zugleich gesagt, daß die Bevölkerung dort roh und bösartig ist. In jedem Falle, ehe wir uns entscheiden, wollen wir uns durch den Augenschein überzeugen."

Wir brachen also nach dem zweiten Asyle auf, das wir nicht viel, aber doch etwas besser, luftiger und reinlicher fanden, und der Consul entschied sich endlich, hier sein Quartier, wenn auch nur vorläufig, aufzuschlagen. Wir fingen also an, uns wie zu Hause zu betrachten; aber es fehlte viel, daß wir uns auch wie zu Hause zu fühlen vermochten. Wir bemerkten erst jetzt, daß unsere drei Marine-Soldaten, unsere Dienerschaft und unser ganzes Gepäck nicht mit uns waren;

Niemand hatte eine Ahnung, wo es abhanden gekommen sein könnte. Wir beschlossen also, das Einzige zu thun, was möglich war, — geduldig abzuwarten, ob und bis sie kamen. Aber sie kamen nicht und unsere Situation wurde immer peinlicher. Vorhof und Halle füllten sich mehr und mehr mit einem lauten und rohen Pöbel; wohin wir uns zurückzogen, folgten sie uns auf Schritt und Tritt nach; wir flüchteten uns in einen der abgeschlossen Betträume, aber die leichte Thür war bald eingedrückt und der Aufenthalt in dem geschlossenen Raume überhaupt unerträglich; wir schoben uns wieder durch die Menge in die Halle zurück, nahmen auf dem Altare Buddha's Platz und rauchten unter dem Schutze der bunt und wild bemalten Götzen aus Verzweiflung, Hunger, Durst und Hitze eine Cigarre nach der anderen; wir rauchten aus allen möglichen Motiven, denn es war der einzige Genuß, der uns zugänglich war. Mir träumte in meiner gezwungenen Unbeweglichkeit, daß ich allmälig selbst zum Götzen, zum Buddha würde und in das Nichts versänke. Stunde verrann auf Stunde, unsere Lage wurde zuletzt unerträglich, und wir beschlossen nun, es möge gehn, wie es wolle, den Ort zu verlassen. Ein Polizei-Beamter, der uns vom Tautai mitgegeben war, der sich aber der Menge gegenüber ganz machtlos erwies, hatte doch treu bei

uns ausgehalten. Er führte uns nun unter dem Scheine, uns die Umgebungen des Tempels zu zeigen, plötzlich durch eine Seitenpforte in eine Nebenstraße, so daß wir einen Vorsprung vor dem Pöbel gewannen, den wir durch ein scharfes Gang-Tempo noch zu vergrößern suchten. Bald jedoch hatte man unsere Entfernung bemerkt, wir hörten die Menge schreiend sich hinter uns herwälzen, und vor uns sammelte sich neues Volk; wir waren bald, nachdem wir kaum zwei oder drei Straßen durchwandert waren, wieder festgekeilt, und unser Führer zog uns nun schnell in einen geräumigen Kaufmannsladen, dessen Thüren nach der Straße offen standen, und sogleich hinter uns geschlossen wurden. Wir hatten durch diesen Schritt wenigstens etwas gewonnen, denn wir hatten nun nach chinesischem Gesetze Jemand gefunden, der für unsere Sicherheit verantwortlich war, — der Besitzer des Hauses. Dieser aber schien seine Macht nicht hoch anzuschlagen, denn er bat uns bald, lieber in den oberen Stock hinaufzugehen; so oft nämlich die Thüren nach der Straße geöffnet wurden, was bisweilen geschehen mußte, da sie den einzigen Ein- und Ausgang des Hauses bildeten und so oft der Pöbel uns zu Gesichte bekam, brach er sofort in ein wüstes Geschrei aus. Wir krochen daher auf einer Winkeltreppe in den oberen Stock, auf gut Deutsch in den

Bodenraum, wo wir unmittelbar unter dem glühenden Dache auf Kisten und Waaren-Ballen Platz nahmen.

Der Consul hatte nun sogleich von hier aus den uns begleitenden Polizei-Mandarinen zum Tautai gesendet, ihm unsere Lage mittheilen lassen und um militairischen Schutz gebeten. Unser chinesischer Führer, den wir von Takau mit herauf gebracht hatten, ein kraftvoller, ruhiger und besonnener Mann, ging ab und zu und rapportirte die Stimmung des Volkes als sehr drohend. Und es ist nun Zeit, über die Motive dieser Aufregung Etwas mitzutheilen. Hätte man mir nicht specielle Motive angegeben, so würde ich nicht im Geringsten etwas Aengstigendes darin gesehen haben, denn ich war genugsam an die rohen Ausdrücke gewöhnt, mit denen sich Neugierde und Spottlust im Pöbel Luft zu machen sucht; aber hier lag die Sache doch anders. Auf der Insel Formosa waren vertragsmäßig durch den Frieden von Peking drei Häfen den Fremden geöffnet; Taywanfu, die Hauptstadt der Insel, die durch einen Fluß und weit in's Land reichende flache Buchten ebenfalls mit dem Meere in Verbindung steht (doch können nur Schiffe mit 7—8 Fuß Tiefgang hinein), Taywanfu war nicht unter diesen drei Häfen. Der Sitz für das englische Consulat war aber (ebenfalls vertragsmäßig) nach der Hauptstadt verlegt, um am Sitze der obersten Behörden

zu sein. Die bis jetzt geringe Bedeutung des Formosa-Handels konnte es nicht rechtfertigen, für jeden der 3 Häfen einen besonderen Consul zu ernennen. Nun hatten die Kaufleute von Taywanfu die Ansicht gefaßt, die Verlegung des Consulats dorthin sei nur eine Finte, sie diene nur zum Deckmantel für europäische Kaufleute, die bei dieser Gelegenheit gleichsam eingeschmuggelt werden sollten, und die ihnen den Handel aus den Händen ziehen würden. Sie hatten daher schon vor unserer Ankunft den Pöbel heftig gegen uns aufgeregt; das verhältnißmäßig große Gefolge schien nun ihren Verdacht zu bestätigen, und es schien, als ob eine erneuerte Auflage des vor einigen Tagen stattgehabten Aufstandes vor sich gehen solle, der den großen Vorzug vor dem ersten hatte, ein ganz bestimmtes mit Händen greifbares Objekt vor sich zu haben — nämlich uns.

Der Polizei-Beamte kehrte vom Tautai zurück mit einer höflichen Empfehlung, aber mit dem Bedauern, uns keinen wirksamen Schutz versprechen zu können; seine Militairmacht sei augenblicklich sehr gering, und er müsse, wenn er nicht seine ganze Autorität und Stellung auf's Spiel setzen wolle, sehr vorsichtig damit umgehen. Im Uebrigen werde er thun, was er könne, und wir sollten den Muth nicht sinken lassen. Diese Nachricht war allerdings niederschlagend

genug, und unsere Stimmung wurde nicht gehoben, als gleich darauf ein Mann aus dem Gefolge des Consuls, den dieser als seinen speciellen Polizei-Beamten mit sich genommen hatte, bei uns eintrat und uns mittheilte, daß er auf dem Wege zu uns mit Steinwürfen tractirt sei.

Bald jedoch sollten wir erfahren, daß es unter der Kaufmannschaft von Taywanfu auch aufgeklärte und hochherzige Männer gebe. Ein Chinese erschien, überreichte die Visiten-Karte seines Herrn, der uns Aufenthalt und Quartier in seinem Hause anbieten ließ. Der zu Rathe gezogene Wirth des Hauses, in dem wir uns gegenwärtig befanden, bestätigte, daß dieser Kaufmann einer der angesehensten und einflußreichsten in der ganzen Stadt sei, und daß es unmöglich für uns sein würde, nach einem sicheren und besseren Aufenthalte zu suchen. Das Anerbieten wurde daher angenommen, und die Bitte hinzugefügt, uns Palankins zu senden. Eine halbe Stunde später ward uns gemeldet, die Stühle seien glücklich in's Haus gebracht. Es begann nun bereits zu dunkeln und ein Theil des Pöbels hatte sich verlaufen; wir bestiegen die Palankins in der Kaufhalle, dichteten uns ringsum ab, und der Befehl wurde ertheilt, die Thüren zu öffnen. Die Träger erhoben uns und durchbrachen im Sturmschritt die unvorbereitete Menge, und fort ging es in einem

Tempo, so rasch Menschen nur gehen können, das Volk schreiend hinter uns her; aber unsere Träger waren so gut instruirt, daß sie überall nur die engsten Straßen einschlugen, in denen es höchstens einem Menschen möglich war, neben dem Palankin her zu gehn. Nach einem Wege von etwa 15 Minuten bogen sie plötzlich in einen weiten Vorhof ein, die Thore fielen klirrend hinter uns zu und wir athmeten zum ersten Male wieder frei, unter Gottes offenem Himmel. Unser Eintritt in's Haus und die geräumige Wohn-Halle zeigte uns auf den ersten Blick, daß wir bei einem reichen und comfortabel eingerichteten Mann waren, soweit der Chinese unseren Begriff „Comfort" überhaupt kennt und versteht. Unsere Freude ward noch erheblich vergrößert durch den Umstand, daß wir Dienerschaft Gepäck und unsere Mariners bereits hier vorfanden. Der wackere Mann, der von allen Vorgängen in der Stadt genau unterrichtet war, hatte auch den Aufenthalt dieser Leute gewußt und dieselben gleich nach unserer Zusage in sein Haus kommen lassen.

Wir waren jedoch von den Mühseligkeiten, der Hitze und der Aufregung des Tages so erschöpft, daß, obgleich wir außer den paar Confitüren und Fruchtscheiben beim Tautai den ganzen Tag über nichts genossen hatten, wir der reich besetzten Tafel unseres

Wirths doch nur wenig Ehre anthun konnten. Wir waren froh, als wir gegen 10 Uhr uns hinter unsere Mosquito-Vorhänge auf die harte Lager-Pritsche zurückziehen konnten.

Der folgende Tag, wenn auch mit körperlicher Ruhe verbunden, verging doch aufregend genug. Botschaften kamen und gingen. Wiederholt liefen Nachrichten ein, daß ein Aufstand vorbereitet und sicher ausbrechen werde. Vertheidigungs-Pläne wurden entworfen, Rückzugs-Linien festgestellt. Nachmittags machte uns der oberste Militair-Mandarin seinen Besuch. Er erkundigte sich, ob dem Volke wirklich versichert werden könne, daß kein Kaufmann unter uns sei; in diesem Falle wolle die Regierung ein Placat erscheinen lassen, aber er müsse darauf dringen, daß man ihm auch wirklich die Wahrheit sage. Ich konnte wohl bemerken, daß sein Auge prüfend ab und zu auf mir ruhte, und daß er mich im Stillen als einen verkappten Kaufmann beargwohnte. Ich war der Einzige von uns, der keinen Goldstreifen, keine Goldknöpfe, Säbel oder irgend etwas Uniformartiges an mir hatte. Hierüber ward er nun nach Kräften beruhigt und er verabschiedete sich mit der ausgesprochenen Hoffnung, die Ruhe erhalten zu können.

Es begann nun eine Berathung, in welcher ich den Consul zu bewegen versuchte, sich sobald als mög-

lich nach Takau zurückzuziehen; ich stellte ihm vor, daß er, nachdem ihm die Regierung, bei der er accreditirt sei, nicht einen genügenden und sicheren Schutz zu bieten vermöge, er der Verantwortlichkeit gegen seine machtgebende Regierung überhoben sei; er sei hier ohne Schutz, ohne Rückzugs-Linie, ohne irgend welche Mittel, seinen gerechten Forderungen Nachdruck zu geben; seine Position sei ohne alles Fundament in solchem Lande. Und der junge Mann gab mir trocken und kühl zur Antwort: „Mein Fundament ist die englische Nation; auch ich habe Weib und Kind daheim, an denen mein Herz mit Liebe hängt; aber höher steht mir die Pflicht und die Ehre meines Vaterlandes. Ich bin ein Engländer und will als solcher leben und, wenn es sein muß, sterben."

Ich schwieg nicht ohne Beschämung; ich blickte mit neuer Bewunderung auf ein Land, das mit so einfachen Mitteln und so prunklos sich Wege in die Welt eröffnen kann, weil es überall Söhne findet, die so muthig, so selbstvergessen, so voll von dem Begriffe der vaterländischen Ehre seine Sache vertreten.

Doch hatten meine Vorstellungen wenigstens den Erfolg einer Erörterung zwischen dem Consul und dem Commandanten des Kanonenboots, ob es nicht zweckmäßig sei, den Versuch zu machen, das Kanonenboot von der Seeseite nach Taywanfu heraufzubringen.

Das wurde endlich zum Beschluß erhoben. Dafür aber ward es nothwendig, daß der Commandant unverzüglich selbst nach Takau zurückkehre.

Was nun mich selbst betrifft, so hatte ich längst folgende Punkte erwogen und zusammengestellt: 1) Ich war eine beargwöhnte Person und konnte die Stellung der Engländer leicht durch meine Anwesenheit gefährden. 2) Wenn es auch des englischen Consuls Pflicht und Ehre gebietet, hier auszuharren, so kann ich doch nicht im Entferntesten eine gleiche Verpflichtung für mich anerkennen, vielleicht ein nutzloser Märtyrer der englischen Politik zu werden. 3) Wenn auch — was ich glaube — Alles in Ruhe abgeht und sich allmälig in Frieden verläuft, so werden doch in jedem Falle noch Wochen vergehen, ehe man sich mit Sicherheit in den Straßen und auf dem Lande wird sehn lassen können; mein Geschäft und mein Beruf ist aber grade draußen. 4) Mein Unterleibsleiden hatte im Laufe des Tages einen sehr drohenden Charakter angenommen und auch mein Fuß verlangte noch für einige Wochen Schonung und ebenes Terrain.

Als ich alle diese Erwägungen zusammen genommen dem liebenswürdigen Consul vortrug, konnte er meinen Beschluß, mit dem Commandanten des Kanonenboots nach Takau zurückzukehren, nur billigen — und so gingen wir.

Früh am Morgen des 14. im ersten Tagesgrauen, als noch der süße Pöbel im sanften Schlafe lag und die Thore eben geöffnet wurden, verließen wir die Stadt, in der wir nichts als Mühseligkeiten und Entbehrungen erlitten hatten. Fort ging es durch die schattigen Hohlwege, deren Ränder mit der üppigsten Vegetation bedeckt waren, und ich freute mich aufrichtig, daß ich diese Vegetation wieder unbekümmert bewundern durfte. Der unter dem Namen Pandanus bekannte Baum bildete den Hauptbestandtheil dieser Wegebegrenzung; als junge Pflanze hat dieser Baum durchaus das Ansehn einer Ananas, genau dieselben mit Stacheln versehenen spitzen Blätter; ein palmenartig geschuppter Stamm erhebt sich aber mitunter bis zu 20—24 Fuß und trägt, gewöhnlich leicht gebogen, die grüne Blätterkrone, aus der mit prächtiger gelbrother Farbe die Frucht schimmert. Diese Frucht erhöht die Aehnlichkeit mit der Ananas-Pflanze noch mehr, denn sie ist ihr zum Verwechseln ähnlich, nur daß die Narben tiefer und schärfer ausgeprägt sind. Leider beschränkt sich die Aehnlichkeit nur auf das Aeußere, denn die Frucht ist ungenießbar und findet keinerlei Verwendung. Die vorwiegendste Pflanzenform, im Felde sowohl als in den Baumgruppen, ist die acacien-artige; ich sammelte die reifen Saamen von mehreren schönen Leguminosen, von denen einige noch

zarter und feiner gefiedert sind, als die bei uns in Zimmern so beliebte Topf-Acacie, die, wenn ich nicht irre, aus Australien oder Neu-Holland zu uns gekommen ist. Eine reiche Auswahl von Schlinggewächsen, von denen die meisten latyrus-artige, durchwinden überall das dichte Gestrüpp. Mehrere majestätisch entwickelte Oelbäume, die eschenähnlichen Talg- und Wachs-Bäume geben der Pflanzen-Landschaft die reichste Abwechselung — es ist ein Land für Botaniker.

Aber auch für mich als Landwirth bot die reich bebaute Ebene den entzückendsten Anblick dar, und ich bedauerte schmerzlich, daß mich das Geschick in so schnellem Fluge darüber hintrieb. Es war die beste und höchste Cultur, die ich in China gesehen hatte. Wie denn überhaupt Formosa nach Allem, was ich davon gesehen und in der kurzen Zeit in Erfahrung bringen konnte, als einer der reichsten Ackerbau-Staaten betrachtet werden muß. Das liegt in seiner historischen Entwickelung, die ich in kurzen Umrissen hier mittheilen will.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts finden wir Formosa noch unter japanischer Oberhoheit, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß schon damals der chinesische Volksstamm sich civilisirend dort eingebürgert hatte. Nach kurzer Zwischen-Regierung der Holländer

wurde die Insel den Chinesen unterthänig; damals allerdings noch nicht dem chinesischen Kaiser, sondern nur dem zu jener Zeit selbstständigen Vice-Könige der Provinz Fukien (der District auf der gegenüberliegenden Festlandsküste). Erst als der 2. Mantschu-Kaiser den stolzen Vasallen bändigte und immediatisirte, kam auch Formosa unter das Scepter der chinesischen Kaiser. Nun wurde die neue Provinz rasch bevölkert. Die neuen Colonisten waren Meister im Ackerbau; sie bemächtigten sich der fruchtbaren Ebene mit der ihnen eigenthümlichen Geschicklichkeit und Energie in diesem Fache. Der Wasserlauf der Flüsse wurde regulirt, alle Felder für die Bewässerung geebnet und in das richtige Niveau gebracht. Aber Seeräuberei, deren Heerd seit langer Zeit Formosa gewesen war, lähmte auch noch für die nächsten Jahrhunderte den Handel mit dem Festlande und hielt eine Einwanderung, die hier wie nirgends gerechtfertigt gewesen wäre, zurück. So blieb die Insel bis auf den heutigen Tag verhältnißmäßig dünn bevölkert, denn ich glaube nicht, daß sie auf ihrer Gesammtfläche von circa 700 Quadrat-Meilen mehr als 7—800,000 Menschen enthält. Die Bevölkerung ist noch nicht so weit gestiegen, daß ein Ueberschuß über die im Ackerbau nothwendige Arbeitskraft hervorgetreten wäre, der zur Fabrikation der Roh-Producte verwendet werden könnte. Alle ländlichen

Producte, die einer weiteren Fabrikation unterworfen werden müssen, gehen daher als Rohproducte nach China, und dieses sendet den nöthigen Bedarf an Fabrikaten zurück. Gespinnst- und Farbepflanzen, namentlich Indigo, Zucker und Reis, bilden allerdings eine sehr werthvolle Ausfuhr. Das fast gänzliche Fehlen aller Fabrikations-Zweige in einem Lande und das auffallende Ueberwiegen der rein landwirthschaftlichen Thätigkeit gewährt für denjenigen, der sich für solche Verhältnisse interessirt, ein außerordentlich interessantes Bild, das er selten mehr auf der Erde, in Europa gewiß nicht, wiederfinden wird. Und auch hier wird es nach dem natürlichen Verlaufe der Dinge nicht lange mehr dauern. Es ist eine Uebergangsstufe in der Culturgeschichte eines Volkes.

Welch ein kräftiger Menschenschlag aber in dieser naturgemäßen Volksbeschäftigung herangewachsen ist, davon hatte ich ein staunenswerthes Beispiel den ganzen Tag über vor Augen. Ein und dieselben Palankin-Träger trugen uns in glühender Sonnenhitze in 14 Stunden 12 deutsche Meilen, wobei wir drei größere Flüsse zu passiren hatten. Sie gingen gewöhnlich 30—40 Minuten und ruhten dann 10; und so ungebeugt und unermüdet waren sie, daß sie fast auf jeder Station, sobald sie nur kaum die Palankins zur Erde gelassen hatten, sich niedersetzten, — um ein

aufregendes Hazard-Spiel zu spielen! Das Spiel ist des Chinesen höchste Leidenschaft; unter 100 Leuten, die durch Fleiß und Geschicklichkeit reich geworden sind, werden 99 wieder arm durch's Spiel. Alles verwandelt sich unter ihren Händen in Spiel; selbst beim einfachsten Ein- oder Verkauf wird mindestens in Betreff der Kleinmünze durch die Würfel entschieden. Es ist das eine tief gewurzelte Raçen-Eigenthümlichkeit.

Außerordentlich leidend kam ich in Takau an und war froh, mein Schiff erreicht zu haben, auf dem ich während der ebenfalls langen Heimreise die liebevollste Pflege erfuhr. Es war hohe Zeit, daß ich Ende Juli nach Shangai und in ärztliche Behandlung kam, die mich in vier Wochen doch so weit brachte, daß ich wieder gehen und diesen Bericht schreiben konnte. Mein Besuch in Formosa war ein unglücklicher und verfehlte den Zweck, speciell meine Sachkenntniß zu bereichern und etwas zur Erforschung des Innern beizutragen, leider, doch ohne meine Schuld.

Den Yangtsekiang hinauf.

I.

Vorbereitung. Einschiffung. Reisegesellschaft. Fahrt bis Nangking.

Als ich zuerst den Boden Chinas in Shangai betrat, fügte es ein Zufall, daß ich den Plan faßte, womöglich alle meine projectirten Ausflüge auf den einen großen nach Hankau zu concentriren und so mit einem Schlage mich in das Herz China's zu versetzen. Die Gelegenheit, die sich mir damals darbot, zerschlug sich und damit mußte das Project aufgegeben werden. Als der Gang unserer Expeditions-Ereignisse mir später unvermuthet Freiheit der Bewegung für 5 Monate gewährte und ich nach Shangai zurückkehrte, nahm ich mit der mir eigenen Reisebeharrlichkeit meinen Plan wieder auf. Ich hatte nun die Möglichkeit gewonnen, aber es fanden sich Schwierigkeiten zu überwinden; die Haupt-Schwierigkeit bestand in den

Kosten einer solchen Reise, sonst war sie einfach und bequem genug. Seit wenigen Monaten war Hankau, etwa 150 deutsche Meilen den mächtigen Yangtsekiang hinauf und als Knoten=Punkt alles chinesischen Handels bekannt, durch den englisch=chinesischen Vertrag der gesammten Welt als ein Hafen geöffnet. Tiefer in's Land hinein, so recht in der Mitte eines großen Landgebietes, liegt wohl kein anderer See=Hafen in der Welt. Welche Staatsmaschine hätte zu schaffen vermocht, was auch hier binnen wenigen Monaten durch Privat=Industrie hervorgebracht war. Am 12. Februar waren die ersten Recognitions=Schiffe, aus einem englischen Geschwader von einigen Fregatten und 5—6 Dampfkanonenbooten hinaufgegangen; als ich am 2. Juni nach Shangai kam, fand ich bereits 5—6 große Privatdampfer, die eine beständige Passage für Güter und Personen in's Werk gesetzt hatten. Allein der bescheidene Preis, den sie für die Beförderung einer Person dorthin nicht nur zu fordern sondern auch anstandslos zu bekommen vermochten, war 300 taels, etwa 650 preußische Thaler; genau ebensoviel für die Rückreise. Nun, 1300 Thaler bloße Passage=Kosten waren für einen preußischen Reisenden jedenfalls zu hoch und besonders für einen, dem seine Mittel von der Regierung zugemessen waren. Gewiß hatte man am grünen Tische wohl=

meinend genug disponirt; aber auf so exorbitante Verhältnisse hatte man seine Berechnungen natürlich nicht erstrecken können. Merkwürdig und jedenfalls bezeichnend für die Großartigkeit der derartigen Verhältnisse war es, daß in Shangai Niemand etwas darin fand. Nach Hankau hinauf zu gehen, gehörte einmal zum Geschäft, und was machte es aus, wenn auch nur Neugierde oder der Wunsch einer kleinen Veränderung das Motiv bildeten; solche kleine Summen fallen dort nicht in's Gewicht. Ich aber mußte nothgedrungen den Wunsch zum zweitenmale begraben.

Anfangs August kam ich zum drittenmal, von Formosa herüber, nach Shangai, krank und matt, und war gezwungen hier für's erste Genesung und Herbstkühle zu erwarten. Beide traten vereint Mitte September ein und sogleich richtete ich wieder mein Augenmerk auf Hankau, da ich noch über etwa 6—8 Wochen frei zu disponiren hatte. Der große Andrang dahin war überwunden, die Zahl der Dampfer hatte sich gemehrt und eine natürliche Folge war ein Sinken der Passage-Preise. Ich nahm einen Platz auf einem großen für Passagiere elegant eingerichteten Dampfer und bezahlte für die Hinaufreise (incl. freier Verpflegung) 75 taels, etwa 150 Thaler. Seit Mitte September hatte ein sehr schneller Umschlag in der Wit-

terung stattgefunden. Wir hatten durch etwa 3 Monate eine Durchschnitts-Temperatur von 24° Réaumur gehabt (im August war sie auf 26° gestiegen), nun fiel sie in ziemlich raschen Sprüngen auf 21—20° herab. Nordwinde setzten ein uud machten die Temperatur empfindlich. Man muß sich dabei nur Menschen vorstellen, die Monate lang bei einer Durchschnitts-Temperatur von 24—25° niemals trocken auf ihrer Haut geworden waren, die sie noch obendrein nothgedrungen mit Wolle bekleiden mußten. Wie empfindlich dadurch die Haut gegen jeden sinkenden Thermometer-Grad, gegen jeden Luftzug wird, ist schwer zu beschreiben. So hatte auch ich denn leichte Winterkleidung hervorgesucht und meine Garderobe für den Ausflug daraus zusammengesetzt; die ersten Tage ließen mich gleich wünschen, ich hätte statt der leichten schwere genommen; und gewiß hätt' ich es gethan, wenn ich nur welche gehabt hätte; aber mein Vorrath war verbraucht, — und kaufen? Ein Satz von Rock, Hosen und Weste 70—80 Thaler, ein Paar Stiefel, welche die Prätension machten, als Wasserstiefeln verkauft zu werden, 24—30 Thaler! Das ging über meine Verhältnisse! Und dann wußte ich ja ganz genau aus der Naturgeschichte, daß es nach Westen zu und im Inneren großer Continente stets wärmer ist als an den Ost-Küsten desselben. Was

nutzt alle Wissenschaft, wenn man nicht versteht, sie in's praktische Leben zu übertragen!

So bestieg ich denn muthig und vertrauensvoll am Morgen des 22. September einen Sampang, eines jener uniformen Nußschalen-Boote, wie sie in allen chinesischen Häfen zum Dienste des Publikums bereit sind. Es regnete heftig und ein scharfer Nord-Westwind blies uns gerade entgegen. Sie lag weit, sehr weit draußen, fast das letzte Schiff im Hafen, die stattliche „Scottland." Der Wind, welcher der Ebbe, mit der ich hinabfuhr, gerade entgegenblies, hatte das Wasser des breiten Stromes, der hier an einer Biegung noch breiter ist, ungewöhnlich aufgeregt, und es stand eine krause, kurze See, die das Fahren außerordentlich unangenehm machte. Naß von oben, naß von unten kam ich nach einstündiger Fahrt längsseit der Scottland und betrat mit Genugthuung das Deck. Der Capitain war noch nicht an Bord und ich erfuhr bald vom ersten Steuermann, daß für heute jedenfalls nicht von Ankerlichten die Rede sein könne. An einem Regentage sieht bekanntlich nichts gut aus und auch das sauberste Schiff gewährt einen düsteren, traurigen Anblick. Nur ein Passagier war vor mir angekommen; das war ein schweigsamer melancholischer Herr, der vier Wochen vorher auf dem Strome, den wir so eben hinauf-

dampfen wollten, ein Schiff verloren hatte, und der nun hinaufging, um wenn möglich noch das Schiff zu retten oder doch seine Trümmer wenigstens so hoch als möglich zu verwerthen. Ich zog mich daher in meine Cabine zurück, warf mich auf das harte Lager und verbrachte den Tag in jenen trüben Betrachtungen, welche anhaltendes Regenwetter gewöhnlich dem einsamen Menschen aufzudrängen pflegen. Gegen Abend kam der Capitain und, worauf ich schon vorbereitet war, seine Frau und zwei kleine Knaben. Ein anderes Boot brachte die unergründlichen Effekten einer englischen Familie, eine drittes Boot die lady's maid (Kammerzofe) nebst einem chinesischen Bedienten und ein viertes die zahlreichen Koffer und Schachteln einer englischen Kammerzofe. Nun war sogleich Leben im Schiff. Die Lady verschwand in ihrer Cabine und als nach Verlauf einer halben Stunde die zahlreichen Koffer, Matratzen und Schachteln in leerstehenden Cabinen glücklich untergebracht waren, öffnete sie die Thüre ihres kleinen Salon's, und da saß sie in einem bequemen Fauteuil in frischer Toilette, beim Scheine der Astral-Lampe in einem goldgeränderten Buche blätternd. Da saß sie stolz, bleich und kalt, eine echte Tochter Albions. Sie hatte geruht, sich an Bord fahren zu lassen, um ihrem Gemahle die Ehre ihrer Begleitung zu Theil werden zu

lassen, dann hatte sie die nöthige Toilette gemacht und damit war der Kreis ihrer Pflichten erfüllt. Wo ihre Kinder, wo ihre Effecten geblieben waren, — was kümmerte es sie? Das waren die Pflichten der Kammerzofe und des Dieners. Da ich mich bei dem Capitain selbst introducirt hatte, bat ich ihn nun, mich gleichfalls seiner Lady vorzustellen. Sie empfing mich, wie sie dagesessen hatte, stolz, bleich und kalt, eine Rüstung, die mir niemals im Leben sonderlichen Respect eingeflößt hat. Doch schien es sie angenehm zu berühren, als ich ihr sagte, daß ich bereits öfter das Glück gehabt hätte, sie als eine der besten Reiterinnen Shangai's auf der Rennbahn (den täglichen Vereinigungsplatz aller Reiter und Reiterinnen) zu bewundern, was in der That keine bloße Höflichkeits-Formel war. Mir für mein Theil war es außerordentlich angenehm, eine Dame an Bord zu haben. Wenn man so lange Zeit, als ich es nun schon war, von dem Umgange mit gebildeten Frauen ausgeschlossen bleibt, so bemächtigt sich unserer allmälig eine gewisse Scheu, ihnen auch da zu begegnen, wo wir es könnten; wir fürchten, die Verbindungsglieder, welche zwischen der weiblichen Welt und der unsrigen liegen, verloren zu haben; wir fürchten, der feinen Sprachformen verlustig gegangen zu sein, welche so tief eingreifend und so characteristisch für unser ganzes

sociales Leben sind. Darum begrüßte ich das Erscheinen einer Dame mit Vergnügen, und wäre sie selbst von noch veritablerem Eise gewesen, als diejenige, die vor mir saß. So ließ ich sie denn für diesen Abend und unterhielt mich mit einem jungen geckenhaften Passagier mit rothem Halstuche, der als Thee-Schmecker (ein besonderes Gewerbe in China) nach Hankau übersiedeln wollte.*) Mstr. Brown war offenbar ein kleiner Witzbold und Courmacher, denn ich sah sehr bald, daß die ab- und zugehende Zofe (ganz in schwarzer Seide und großer Crinoline) seine raketenartig fliegenden Späße mit besonderem Wohlgefallen aufnahm. Beim Diner (7 Uhr Abends) versuchte der Capitain, ein echter Schotte, lang und dünn, mit gebogener zusammengepreßter spitzer Nase und fliegendem Backenbarte, übrigens aber ein Mann von feinen und genteelen Bewegungen, das Gespräch zu beleben, indem er mich als Preußen zu harangui-

*) „tea-taster" ist die professionell englische Bemerkung für diese Leute Jedes größere Handlungshaus, sofern es überhaupt in Thee Geschäfte macht, hat seinen eigenen Thee-Schmecker, der alle eingehenden Proben und angebotenen Posten zu prüfen, ihre Gattung und ihren Werth zu bestimmen hat. Eine feine Zunge wird hoch bezahlt und das gewöhnliche Gehalt schwankt zwischen 2—6000 Thalern. Daneben bestehen selbstständig etablirte, öffentliche Thee-Schmecker, welche gegen eine Provision Urtheil abgeben und Käufe vermitteln. Sie nennen sich „Thee-Inspectoren."

ren suchte. Einem aufmerksamen Auge kann es nicht entgehen, daß die Söhne Albions anfangen, sich dieser Beschäftigung mit einem gewissen Wohlgefallen hinzugeben. Es ist etwas wie erwachende Eifersucht darin. Sie sehen Preußen aufwachsen in Handel, in Marine (siehe die Rede Lord Ellenborough's im Oberhause bei Gelegenheit der schleswig-holsteinischen Frage), sie sehen seinen steigenden Einfluß auf die Verhältnisse des Continents, sie sehen es unzweifelhaft, denn sie sind zu klug, um es nicht zu sehen; natürlich gestehen sie es nicht zu; es wäre lächerlich, in Preußen einen Rivalen schon anerkennen zu wollen; aber das stößt das Faktum nicht um, und tief im Hintergrunde lauert die Ahnung davon und macht sich vielleicht noch unbewußt in diesen kleinen Reibungen Luft. Nun, ich war mit dem Thema hinreichend vertraut und behandelte es in einer energischen und sarkastischen Weise, die den Capitain und seinen Chorus verstummen ließ, zog mich in meinen kleinen Salon zurück und ergötzte mich daran, noch verstohlen bei offenem Fensterchen eine Cigarre zu rauchen.

Müde und dem Einschlafen nahe, ward ich durch ein beginnendes Gespräch an meinem Kopfende wieder aufmerksam und munter. „Guten Abend, kleine Miß, noch so fleißig? Kann ich nichts helfen?“ Die Cabine neben mir war die der Kammerzofe, und an

der Sprache erkannte ich sofort das rothe Halstuch. „Schade,“ antwortete die Miß, „um Ihren guten Willen; aber Sie sehen, es sind lauter Frauenarbeiten hier.“

„Wie? Frauenarbeiten! als ob das ein Hinderniß für mich wäre! Ja so, Sie wissen nicht, — aber warum es Ihnen verhehlen! Denken Sie nur, ich war bis zu meinem zwanzigsten Jahre Mädchen. Erst mit zwanzig Jahren wurde ich ein Mann; aber immer seit jener Zeit habe ich eine Vorliebe für Mädchen behalten.“ Wie Silberglöckchen drang das Lachen der Zofe in mein Ohr. „Wahrhaftig,“ sagte sie, „den zweiten Theil Ihrer Rede glaube ich Ihnen gern.“

„Apropos, Miß, wo schlafen Sie denn? Ich sehe hier in der Unter-Coje die beiden jungen Engel schlafen, Sie haben Ihre Residenz doch nicht etwa dort in der oberen Etage genommen? Wahrhaftig? Mein Gott, wie kommen Sie denn da hinauf? Ich sehe ja keine Leiter.

Hier wurde das Gespräch unterbrochen, einige neue Passagiere kamen mit dem Capitain in den Meßraum (der gemeinschaftliche und Eßsalon, um den die verschiedenen Kammern herum gruppirt sind) und für heute blieb es still. Aber am nächsten Abende, als Alles zur Ruhe war, hörte ich das rothe Halstuch wieder wispern: „Miß, wie sind Sie gestern auf Ihren

Lug-aus hinaufgekommen und wie haben Sie geschlafen? Vorzüglich? O kaum glaublich! Denken Sie nur, wie es mir armem Teufel ergangen ist; ich habe keine vernünftige Stunde geschlafen; ich habe fortwährend aufregend geträumt; ich sah Sie beständig kletternd und ringend, Ihre Belle-Etage zu erreichen; ich stand unten und wollte Ihnen helfen, aber Sie litten es nicht, zuletzt wurde ich wüthend und, o Miß, Sie wissen noch nicht, wie fürchterlich ich bin, wenn ich wüthend werde. O, ich bin zu Allem fähig, wenn man mich durch Widerstand reizt." Ich glaube wahrhaftig, er jagte dem weichen weiblichen Gemüthe unsägliche Angst ein, denn wenn mich nicht alle Sinne täuschten, so half er ihr an diesem wie an allen späteren Abenden wirklich.

War an diesem ersten Tage das Wetter unfreundlich und schlecht gewesen, der nächste war noch schlimmer. Es waren gerade die Aequinoctien, die mit dem Mondwechsel zusammenfielen, und draußen im Meere wüthete unzweifelhaft ein furchtbarer Teuphun, einer jener grauenerregenden Wirbelstürme, welche diesem Theile der Welt eigenthümlich und denen an Heftigkeit nur die Tornado's Westindiens ähnlich sind. Gegen Mittag jedoch klärte es auf und obgleich es noch heftig blies, begann der schwarze Rauch aus dem unteren Maschinenraum durch den gewaltigen Schornstein in

dicken Wolken aufzusteigen, der Anker wurde gelichtet und hinab rattelten wir den Woosung-Fluß, wanden uns künstlich durch die zahlreichen Schiffe und Dschunken, die bei Woosung im Eingange liegen, und dampften endlich frei hinein in die breite gelbe Wasserfläche mit hochgehenden Wellen, die schon hier und noch viel weiter hinaus ins Meer den Namen des Yangtsekiang führt.

Yangtsekiang oder „der blaue Fluß", so haben wir es aus unseren Geographieen gelernt und so steht es in unserem Atlas. Warum, und wie dieser Namen bei uns entstanden ist, das ist schwer zu sagen, denn weder ist „blauer Fluß" die Uebersetzung von Yangtsekiang, noch ist sein Wasser blau; sein Wasser ist vielmehr bis zu seinem Ursprunge schmutzig gelb, und die richtige Uebersetzung des chinesischen Namens in einen deutschen würde lauten: „Sohn des Oceans," eine jener poetischen Ausdrucksformen, die man (nicht blos in China) wohl bewundern kann, wenn man der Meinung ist, daß die Poesie der Logik entbehren könne. Fragt man diese, so muß man sich sagen, daß alle Ströme nicht Söhne, sondern gerade im Gegentheil die Väter des Meeres sind, und die Engländer übersetzen daher ganz vernünftig den Yangtsekiang jetzt in „Great River", d. i. der große Strom, denn das ist die Meinung des Namens.

Wir hatten nur noch wenige Stunden am Tage übrig; Strom und Ebbe wirkten vereinigt gegen uns und so legten wir mit voller Dampfkraft arbeitend kaum eine halbe deutsche Meile in der Stunde zurück. Wir hatten jetzt nur Land auf der einen Seite in Sicht, als wir aber um 6 Uhr, wo es in dieser Zeit hier bereits dunkel wird, zu Anker gingen, hatten wir das niedrige Land zu beiden Seiten. Der Strom hat hier eine Breite von 2 bis 3 Meilen.*) Ich habe wohl kaum nöthig zu bemerken, daß, so breit der Strom auch sein mag, ein Befahren desselben selbst in mondhellen Nächten eine Tollkühnheit wäre, denn das Fahrwasser ist nicht für tiefer gehende Schiffe allein oft ein außerordentlich enges und erfordert ein ununterbrochenes Sondiren mit dem Loth, sondern, — was sein Befahren für alle Zeiten gefährlich machen wird, — es verändert sich fortwährend. Genaue Karten, die heute entworfen und gedruckt werden, sind in drei Monaten theilweise ganz unbrauchbar. Bisher ganz praktikable Fahrwege schlemmen zu, andere öffnen sich; man muß seinen Weg stets suchen. Deshalb geht selbstverständlich jedes Schiff zu Nacht vor Anker, und

*) Wenn ich von Meilen spreche, so meine ich damit niemals, sofern ich es nicht besonders bemerken sollte, die in der Schiffssprache übliche englische Meile (= 1/4 deutsche), sondern stets die volle deutsche, geographische Meile.

deshalb dauert eine Reise von Shangai nach Hankau selbst im besten Dampfer mindestens 9 Tage. Auch hier ist Alles, was für die Sicherheit der Schifffahrt geschehen ist, durch die unermüdlich thätige und überall nützliche englische Marine geschaffen worden. Vollständige Karten mit genauen Sondirungen sind seit Monaten erschienen und so eben wird eine neue korrigirte Ausgabe veröffentlicht. Man kann auf Reisen nicht müde werden, über die Thätigkeit dieser Nation zu erstaunen.

In den nächsten Tagen legten wir durchschnittlich 15—17 Meilen zurück; das Strombett hat sich so weit verengert, daß wir auf beiden Seiten das grüne mit zahlreichen Bäumen durchschossene Land in Sicht haben, die Breite wechselt von 1—1½ Meile. Am 26. rief mich der Capitain, da ich eben in der Messe beim Schreiben saß, an Deck und zeigte mir eine aus dem Wasser hervorragende Mastspitze. Das war Alles, was von einem großen neuen Schiffe noch sichtbar war. Der Dampfer „Manila" war im Nebel zu nahe an Starling Eiland herangekommen, war auf fliegenden Sand gefahren, hatte versucht, sich durch Anker zu retten, hatte sich aber den scharfen Zahn eines solchen gewaltigen Eisenhakens in die eigenen Rippen gerannt, war dann von der kommenden Fluth gehoben und in tiefes Wasser geführt, dort aber durch

das unstopfbare Leck binnen wenigen Stunden gesunken. Die Mannschaft war sämmtlich gerettet.

Kleine kegelförmige Hügel, die schon am zweiten Tage vereinzelt aufgetaucht waren, mehren sich am dritten und bilden kleine Ketten. Der Character des Landes aber ist noch immer Ebene, dem Meere allmälig entstiegene Marschebene. Wenn man sich das Wasser wiederum um 30—40 Fuß gestiegen denkt, so sieht man diese Bergkegel deutlich im Geiste vor sich als Inseln. Sie sind aus demselben Material (Granit) als die Sattle-Islands am äußersten Eingange in den Yangtse und als die vereinzelten Berge, die sich in den Seen unterhalb Sutschau erheben. Zweifelsohne waren sie dereinst Inseln. Gegen Abend werden die Gruppen massenhafter und zusammenhängender; wir passiren links die Keuschan-Berge, auf deren höchstem eine weithin sichtbare Pagode steht und zu dessen Füßen malerisch ein Dörfchen gelegen ist. Gegenüber diesen Bergen mündet hier ein Seitenstrom, der Simimo, ein mit einer Breite von etwa 3/4 Meilen. Wie lebhaft mich das an Coblenz und Ehrenbreitstein erinnerte! Dann aber feierte ich in der Stille für mich selbst einen Triumph, der mir wohlthuend genug war. Während meines letzten Aufenthalts in Shangai hatte ich eine Arbeit über die Bevölkerung China's nach statistischen Quellen geschrieben, in der ich aus

dem statistischen Material, was mir zu Gebote stand und aus Allem, was ich bis dahin mit eigenen Augen gesehen hatte, die Ueberzeugung aussprechen durfte, daß die „Uebervölkerung" China's ein Hirngespinnst und daß es dünner bevölkert sei als Preußen.

Wenn ich jetzt auf das reiche Land um mich her blickte, wenn ich sah, wie viel Grund und Boden selbst in dieser gesegneten Ebene nutzlos und unkultivirt dalag, wie dünn zerstreut die Wohnungen der Menschen über die Ebene lagen, wenn ich bedachte, daß hier einer der mächtigsten Ströme der Welt, vielleicht 3—400 Meilen schiffbar, selbst hier an seiner Vereinigung mit einem ebenfalls bedeutenden Nebenflusse nicht einmal vermocht hatte, Leben, d. i. Städte, Industrie und Handel zu erwecken, da durfte ich schon diesen einen Punkt allein als einen vollgültigen Beweis für meine Ansicht betrachten. Welch reiches und mannigfaches Leben erblüht an den Ufern unserer Ströme! O mein geliebtes Vaterland, wie wächst dem Vielgereisten dein Werth durch die Vergleichung!

Am 27. passirten wir bei frühem Morgen einen kleinen baumbedeckten Felsenkegel mitten im Flusse, der sich ziemlich plötzlich bis auf etwa 3/4 Meilen verengt. Dieser Felsenkegel trägt den Namen Silver-Island (Silber-Insel) und ist — der Wohnort eines englischen Consuls. „Beneidenswerthes Dasein," würde nun ein

Poet sagen, „fern ab vom Geräusche der Welt sich selbst und seinen Empfindungen ungestört zu leben und in reinem Genusse der hehren Natur in die schöne Ursprünglichkeit des Menschen zurückzukehren!“ Ich aber, der schon frühe eingesehen hatte, daß das Bischen Poesie, das ich in meiner Jugend vor mir selbst erheuchelte, doch nicht ausreichen würde, mich zu einem ganzen vollen Poeten zu machen, und der es daher vorgezogen hatte, lieber ein nüchterner prosaischer Mensch zu werden, — ich blickte mit stillem Mitleiden auf die bambusgezimmerte Hütte mit chinesischem Schnörkeldach, die den traurigen, weil einsamen Aufenthalt dieses aufopfernden jungen Mannes bildet. Etwa eine Viertelmeile vor der Insel und mitten im Strome liegt ein Zollschiff; es ist ein altes europäisches Schiff, das von der chinesischen Regierung für diesen Zweck gekauft ist. Diese Regierung hat es für nöthig und nützlich erachtet, ihr ganzes Zollwesen auf englischem Fuße einzurichten und durch Engländer versehen zu lassen. Sie hat einen jungen Mann engagirt, der an der Spitze steht, und der für den Gehalt von 5000 Pfund Sterling sich die Mühe nimmt, Ordnung und Regelmäßigkeit in das Geschäft zu bringen. Ueberall in den den Europäern geöffneten Häfen sind jetzt die Zollhäuser unter seiner Direction durch Engländer besetzt und geleitet; alle beziehen sehr anstän-

dige Salaire, die allerdings wohl billig und zu gönnen sind, wenn man dafür Chinesen als seine Vorgesetzten und Herren betrachten muß.

In einem kleinen Bergkessel anmuthig liegt die erste Stadt, die wir auf der ganzen Tour passiren, Tschinkiang, die letzte kaiserliche Station auf dieser Seite vor Nangking, denn schräg gegenüber, kaum eine halbe Stunde aufwärts liegen als die ersten Zeichen der Rebellenherrschaft die Trümmer einer zerstörten Stadt, Kuratschau; man sagt natürlich, die Rebellen haben sie zerstört, aber ich habe mich schon früher darüber ausgesprochen, was das bedeutet, und daß die Hälfte des Ruhms bei diesen Greuelthaten den Kaiserlichen gut geschrieben werden muß. Eine Abtheilung des Rebellenheeres, etwa 4—500 Mann stark, steht am Ufer, offenbar bereit, sich einzuschiffen; von allen Seiten her sieht man über die Ebene noch kleine Zuzüge mit bunten flatternden Fahnen sich heranbewegen. Was meine Aufmerksamkeit besonders fesselt, ist ein Trupp von etwa 30 gesattelten Eseln; sie haben also eine Kavallerie zu Esel; nichts müßte amüsanter sein, als die Evolutionen eines solchen Esel-Reiter-Regiments mit anzusehen. Einige hundert Schritt entfernt leuchtet eine riesige orangegelbe Fahne, daneben sitzt einsam, nur von einigen Knaben umgeben, ein Mann mit Turban und Schärpe von derselben Farbe;

es ist der Höchst-Commandirende der Truppen, denn nur höheren Offizieren ist das Tragen dieser Hausfarbe der Taepings gestattet.

Zwei Dampfer sind in Sicht, die uns entgegen kommen. Wie ihr Erscheinen die Landschaft sogleich verändert! Wie selbst in die schönste Natur erst des Menschen Werk Leben und Bewegung bringt! Es sind zwei Kanonenboote Ihrer Britischen Majestät, beide von ihren Stationen, das eine von Hankau, das andere von Nangking herunterkommend, wo sie vier Monate auf unbewegter Wasserfläche in glühender Sommersonne gelegen haben. Wie sie nun aber auch eilen, mit Wind, mit Dampf und mit dem Strom! Wir ratteln und pusten unsern Weg hinauf und als wir gegen Abend neben einem dritten englischen Kanonenboot Anker werfen, sagt man mir, daß wir vor Nangking liegen.

II.

Nangking.

Wenn man nicht weiß, daß man vor den Thoren Nangking's ist, so verräth nichts seine Nähe. Da ist nichts von dem Fleiß in Feld und Garten, der die Umgebung großer Städte sonst zu Cultur-Idealen zu machen pflegt, da ist nichts von den wohlhäbigen und

reichen Cottagen, kleinen Wirthschaftshöfen und Gärtnereien, welche den täglichen Bedarf an feineren Gemüsen, Milch u. s. w. erzeugen; es ist Alles ringsum wüst und öde, halb unter Wasser, denn die Gräben sind verfallen, Sümpfe von Rohr- und Wasserpflanzen. Da ist nichts von lebhaften Landstraßen rings umher, belebt von geschäftigen und fröhlichen Menschen; einige wenige Fischerkähne gleiten über die weite Wasserfläche einem Conglomerat von Baracken zu, das man mir als Vorstadt bezeichnet. Jener Winkel von einer hohen mit Schießscharten versehenen Mauer ist Alles, was von der Residenz des Rebellen-Kaisers, der großen „Hauptstadt des Südens" (das ist die Uebersetzung von Nangking, während Peking die Hauptstadt des Nordens bedeutet) sichtbar ist.

Der Commandeur des englischen Kanonenbootes „Reynard", das erst seit einigen Tagen hier auf Station liegt, ist an Bord gekommen und ich nehme die Einladung mit meinem Capitain zu einem Spaziergange an Land dankbar an. Wir haben nur noch wenig Zeit vom Tage übrig, darum laßt uns eilen. Wir rudern einen Kanal oder Nebenfluß (es scheint zweifelhaft, was es ist) hinauf zwischen schmutzigen armseligen Strohhütten, durchwandern einige enge schlechtgepflasterte Straßen und wenden uns der großen Stadtmauer zu. Wüstes Feld liegt zwischen den

Hütten und dieser Mauer; nur einzelne Stücke sind nachlässig mit Buchweizen bebaut; einzelne Büffel und Esel klettern zwischen Ruinen und Pfützen umher und genießen den Vorzug, sich ihr Futter ohne Hirten zu suchen. In dieser Wildniß zieht ein Kunstwerk meine Aufmerksamkeit auf sich, ein Denkmal auf einem Grabe. Eine riesenhafte Schildkröte von Sandstein trägt eine etwa 20 Fuß hohe Säule von demselben Stoffe; das Werk ist in mancher Beziehung meisterhaft; der Druck, den die Säule auf das Thier ausübt, wird von demselben offenbar sehr deutlich gefühlt; man sieht diesen Druck vortrefflich in den angespannten Muskeln der Füße, die sich in den Boden krallen; den Hals hat sie weit hervor gestreckt, den Kopf aufwärts gewendet, um mehr Luft zu schöpfen. Es ist jedenfalls eine der besten unter den zahlreichen Bildhauerarbeiten, die ich in China gesehen habe. Die Idee darin widerspricht zwar unserer christlichen Anschauung; wir lassen die schwere Bürde des Lebens hinter uns und Psyche entsteigt dem Grabe in der Form des leichtgeflügelten Schmetterlings; der Chinese nimmt die schwere Last dieses Daseins noch in das andere mit hinüber; er hat nur das Gefühl der Last, aber nicht die Hoffnung der Befreiung. Nun, das kann man dem Künstler, der in den ethischen Anschauungen seines Vaterlandes aufgewachsen ist, nicht zum Vorwurfe machen.

Demnächst ist es eine Kette von kleinen Hügeln, die mich beschäftigt, eine Kette von kahlen, mißgestaltet geformten Felsen, unzweifelhaft uralte Produkte aus dem allmälig verlöschenden Schmelzofen der Mutter Erde. Die feinste Mosaik kann nicht ein bunteres feinmaschigeres Netz der verschiedenen Farben zusammenstellen, als hier durch einen seltsamen Zufall gebildet ist. Die einzelnen auf der Oberfläche rund und glatt abgeschliffenen Steine sehen wie Kiesel von den verschiedenartigsten Farben aus und sind durch einen natürlichen Cement so eisenfest mit einander verbunden, daß ich mich vergeblich bemühte, einen einzelnen solcher Kiesel unverletzt mit Hülfe anderer Steine abzuschlagen. Ich machte eine möglichst vollständige Sammlung der verschiedenen Gesteins-Sorten unter freundlicher Mithülfe meiner beiden Gefährten; dann aber war es nahezu dunkel, und wir hielten es doch unter allen Umständen für sicherer, noch bei dem Schimmer des Tageslichtes die schmutzigen und zweideutigen Rebellen-Baracken zu passiren und unser Boot zu erreichen. Der Capitain unseres Schiffes, der freier disponiren konnte, als dies sonst Schiffs-Capitaine vermögen, weil ihm die Hälfte des Schiffes selbst gehörte, hatte freundlich zugesagt, den nächsten Tag in Nangking zu bleiben, und als wir an Bord zurückkehrten, fanden wir die durch Vermittelung des

Stations-Schiffes besorgten Erlaubniß-Scheine und Pässe für den folgenden Tag bereits vor.

Es war ein kalter regnerischer Morgen, der unsere Abfahrt um etwas verspätete, denn es war 8 Uhr, als wir in zwei Booten von unserem Schiffe absetzten und in den Kanal einbogen, den wir schon gestern eine kurze Strecke befahren hatten. Wir hatten heute eine längere Bekanntschaft mit ihm zu machen; denn wir ankerten im Norden der Stadt, und der Porzellan-Thurm, dem unser erster Besuch gelten sollte, liegt oder lag grade dem Süd-Thore gegenüber. Sie hatte nicht viele Abwechselungen diese Bootfahrt, die uns, da wir gegen einen Strom anrudern mußten, nahe an vier Stunden kostete. Links von uns eine 20—30 Fuß hohe ewig gleiche Stadtmauer, rechts zerstreute Stroh-hütten, lüderlich oder gar nicht bestellte Felder und Gärten. Die Mauer, welche die Stadt Nangking um-giebt, ist 4½ Meilen lang, umschließt also einen Flächenraum von ungefähr einer Quadrat-Meile; aber es fehlt viel daran, daß diese ganze Fläche Stadt wäre, das lehrt der Augenschein seltsamerweise schon von außen. Die Mauer erhebt sich nämlich fast auf der ganzen westlichen Seite niemals frei vom ebenen Boden herauf, sie lehnt sich vielmehr an Felsen und Berge, in die sie künstlich und oft mit großem Ge-schick in der Benutzung des Terrains hineingebaut ist.

Wir sehen also Hügel und Berge, bisweilen von 300 bis 400 Fuß Höhe ihre kahlen, nur mit Gestrüpp bedeckten Häupter innerhalb der Mauer erheben und müssen daraus den Schluß ziehen, daß ein großer Theil des eingeschlossenen Terrains unbebaut ist; daß es aber dahinter große öde Strecken giebt, davon giebt das heisere Geschrei der Raben Kunde, das herüberdringt, davon zeugen die Fasanen, die in Gesellschaften von 6—10 herüber und hinüberfliegen, die weißen Reiher, die darüber schweben, und die zahlreichen Schnepfen, die überall aufsteigen. In der That erzählte mir später ein Engländer, daß er einige vortreffliche Jagden auf Fasanen und Schnepfen in diesem Theile der Stadt gemacht habe. Die Mauer selbst ist im Durchschnitt etwa zur Hälfte aus ziegelförmig gehauenen Sandsteinen, die obere Hälfte durchgängig aus gebrannten Mauersteinen gebaut. Es ist ermüdend, stundenlang so an meilenlangem, versteinertem Unsinn entlang zu fahren. Aber diesem Unsinn entgeht kein Reisender in der ganzen Welt; es ist überall dieselbe Geschichte von nutzlos vergeudeter Volkskraft, von verschwendetem Menschenfleiße; es ist überall dasselbe Zeichen von dem Kampfe der Bestie gegen die Bestie im Menschen, sei es Christ, Jude, Türke oder Buddha.

Auf der ganze Strecke von 2½ deutschen Meilen,

die wir endlich zurückgelegt haben, sind wir nur drei Brücken passirt, von denen die erste zerstört, die beiden andern im Verfall, aber doch praktikabel waren. Auf einer Strecke von 2½ Meilen also nur zwei geöffnete Thore; doch sind auch diese Thore nicht etwa frei und nach Belieben zu passiren, es gehört für jeden Einwohner ein Paß dazu, der in einem hölzernen, beschriebenen Täfelchen besteht, das Jeder an einer Schnur um den Hals auf der Brust trägt. Die Controlle an diesen Thoren ist außerordentlich streng, und der Chinese, der sich ohne richtigen Paß hineingeschlichen haben sollte, hätte zweifelsohne seinen Kopf verwirkt. Bald hinter der zweiten Brücke, welche in das Süd-Thor führt, landeten wir, stiegen das etwas hohe Ufer an der rechten Seite des Kanals hinauf und standen mitten unter Steingerölle vor den Trümmern eines der Wunder der Welt. Wer hat nicht in seiner Jugend ein Bild dieser schönen Pagode betrachtet, und dabei vielleicht träumend die junge Seele mit Reise-Sehnsucht gefüllt. Sie liegt nun in Trümmern und zwar so vollständig, daß ein ganzer und unverletzter Ziegel zu einem Glücks-Funde gehört. War es reine rohe Barbarei, die dieses Wunderwerk zerstörte? Ich will die Geschichte seines Falls erzählen.

Nangking war von den Rebellen genommen und ihre Macht dadurch wesentlich vergrößert. Hung-

tsiu-tseu oder wie er sich nennen läßt Tien-Wung (d. i. „Sohn des Himmels") saß als der oberste aller Könige in Nangking und hatte seine Unter-Könige, die das Land regieren mußten. Einer von diesen, der „König des Ostens" hatte mit seinem Heere auch diesen Theil der Stadt und Umgebung besetzt, in welcher die berühmte Pagode stand. Tien-Wung war einer der blutdürstigsten und rohesten Barbaren und zugleich in dieser Carrikatur des himmlischen Reiches der „heilige Geist". Nun glaubte der große Sohn des Himmels Grund zu haben, an der Treue dieses östlichen Königs und heiligen Geistes zu zweifeln; er gab daher seinem „Könige des Nordens" den angenehmen Auftrag, seinem Collegen und Bruder das Haupt abzuschlagen und Alles, was in seinem Heere etwa verdächtig sei, zu vernichten. Der östliche König und 10,000 seiner Vasallen wurden geschlachtet. Aber der gemordete heilige Geist war im ganzen Heere beliebt, denn er verstand es, dieses Heer zu immer neuen Greueln und zu reicher Beute zu führen; darum trauerte das Heer, ja es murrte. Der besorgte „Sohn des Himmels und „jüngere Bruder Christi" sah die diplomatische Nothwendigkeit ein, sein Werkzeug zu desavouiren; er klagte den „König des Nordens" an, ohne Befehl und aus eigener strafbaren Willkürlichkeit den geliebten König des Ostens ermordet zu haben;

er ließ daher auch den König des Nordens und seinen getreuen Anhang hinrichten. Die erledigte Stelle des „heiligen Geistes“ verwaltet seitdem, wie ich glaube, der „Sohn des Himmels“ selbst interimistisch. Da ihm nun hinterbracht worden war, daß sich der hingerichtete König des Ostens einst gerühmt habe, er beherrsche die Stadt, da der Porzellan-Thurm in seinem Besitze sei, gab er Befehl, denselben in die Luft zu sprengen; Pulver wurde in alle Etagen gebracht und das Werk der Zerstörung so gründlich vollführt, daß auch nicht ein Hauch der Besorgniß mehr die Ruhe des himmlischen Sohnes zn stören wagte.

Es ist nichts Malerisches an diesem Trümmerwerk, eine einzige Seitenwand des untersten Stockwerks ist stehen geblieben, das übrige ist ein kleiner Berg von zertrümmerten Ziegeln. Eine große gußeiserne Vase in Kesselform mit feiner Modellarbeit an ihrer Außenseite liegt am Fuße des Haufens; die Stücken einer anderen von derselben Größe liegen zerstreut umher. Daß dieser Thurm ganz aus Porzellan gebaut war, ist ein Mährchen. Stein- und Thon-Ziegel bilden den bei weitem größten Inhalt dieser Reste, die eigentlichen Porzellan-Stücke muß man mühsam suchen, und sie haben offenbar nur als Ornamente und Augenverblender an den äußeren Gallerieen gedient. Unsere kleine Gesellschaft hat sich sogleich mit großer Begierde

über den Trümmerhaufen verbreitet und dadurch wird die Scene malerisch genug. Schatzgräber können zuerst nicht eifriger in der californischen Erde gewühlt haben, als hier nach Porzellan=Ziegeln gewühlt wurde. Wir hatten Matrosen mit Spitz=Hauen und Schaufeln bei uns und an allen Seiten wurde gearbeitet, von überall her sah man eilig diesen oder jenen herabklettern und irgend eine Beute in Sicherheit bringen. Ich für mein Theil, der ich mich bei dem Wankelmuthe meines rechten Fußgelenkes nicht weit in das gefährliche Terrain hineinwagte, begnügte mich damit, einige farbige Ornamenten=Stücke zu sammeln, wurde aber dabei sehr bald auf das verschiedenfarbige Material aufmerksam, aus dem sie geformt waren. Thon von allen Farben war dazu verwendet und ich richtete sogleich mein einziges Augenmerk darauf, alle Farbenschattirungen in dem erdigen Materiale selbst zu sammeln. Obgleich einzelne Farben, die bei der Glasur der Ziegel angewendet sind, namentlich Grün, oft tief in die offenbar verschiedene Grundfarbe des Ziegels eingedrungen sind, so wurde mir doch soviel klar, daß ein außerordentlicher Reichthum an feiner Thon=Erde bis zur Porzellan=Erde in China vorhanden sein muß. Man sagt, daß im Innern des großen Schutthaufens sich Ziegel von rosenrothem Porzellan befinden sollen, aber trotz mehrseitiger und angestrengter Arbeit mit

unseren Pionieren konnten wir diesen Schatz nicht entdecken; ich besitze allerdings einige Bruchstücke, die an den glasirten Flächen einen rosenrothen Schimmer haben, deren innere Grundfarbe aber blendend weiß ist.

Doch lange genug haben wir bei diesen todten Trümmern verweilt, wir nehmen in Eile einen herzhaften Imbiß von gekochtem Schinken und englischem Ale, dicht umringt vou einer Schaar zusammengelaufener Vorstädter, dann beladen wir sorgfältig die Boote mit unseren Porzellan-Errungenschaften, nachdem Jeder die seinigen ängstlich mit der Bleifeder gezeichnet hat, und wandern rückwärts den kurzen Weg bis zu nächsten Brücke, die in das Süd-Thor führt, um unseren Einzug in die Stadt zu halten. Unser Paß wird vor dem Thore sorgsam geprüft, die Thorflügel öffnen sich, wir wandern durch einen langen finsteren Gang, und als uns das Licht wieder empfängt, sind wir in Nangking. Am Ausgange des Thores ist eine große beschriebene oder besser bemalte Tafel ausgehängt, und unser Dollmetscher übersetzt: „Der himmlische Vater, Mein älterer Bruder Christus, Ich selbst und Mein Sohn sind Herren für immer. Das himmlische Königreich ist über die ganze Erde errichtet, und der Glanz des himmlischen Vaters, des Bruders, Meiner selbst und des jungen Herrn ist

durch die ganze Welt verbreitet für tausend mal tausend Herbste."

Laßt uns vorsichtig näher treten, daß der Glanz uns nicht blende. Wir sehen eine gradlinige Straße von etwa 20 Fuß Breite vor uns, sie führt von Süden nach Norden und ist die Hauptstraße der Stadt. Schmutzig genug ist sie; es hat zwar die Nacht vorher geregnet, aber da war vor Zeiten ein prachtvolles Quader-Pflaster; nun sind große Lücken darin und kleine Sümpfe treten uns überall entgegen; ein mit Strauchholz beladener Esel lagert breit im Wege und zeigt trotz aller Hiebe, die eine Schaar junger Banditen auf ihn herabregnen läßt, daß die chinesischen Esel in Faulheit, Dummheit und Störrigkeit den europäischen nichts nachzugeben wünschen. Garküchen bilden den Hauptinhalt der Straße, sie sind sämmlich mit Besuchern angefüllt und mit Ekel wendet sich der Blick von diesen fressenden schmutzigen Gesellen. Sieh' lieber vorwärts auf das freundliche Bild, das sich dort die Straße herauf uns entgegen bewegt, eine chinesische Reiterin, eine Rebellen-Lady zu Pferde. Wie der weite grüne Oberrock mit den bunten Stickereien an Kragen, Aermeln und Vorstoß glänzend in der Sonne blitzt, wie das schwarze ölfunkelnde, in Schmetterlingsflügeln künstlich hinten aufgewundene Haar trotzig absticht gegen das weißgepuderte Gesicht

und die purpurroth geschminkten Lippen; Die weitbauschigen, am Knöchel zusammengezogenen, weißseidenen Pantalons schließen sich an den verstümmelten Miniaturfuß in kleinem kunstvoll gesticktem Schuhe an, und dieses Füßchen ruht nachlässig in dem weiten tartarischen Steigbügel. Die Rebellen-Damen genießen nicht nur den Vorzug vor allen anderen chinesischen Damen, daß sie überhaupt reiten, sondern sie haben, wie alle Rebellinnen gegen die herrschende Sitte, die Sache gleich radical aufgefaßt, sie reiten à la façon des Messieurs; sie nehmen den Rücken des Pferdes herzhaft zwischen die Beine, und diese Reiterin hier tummelt die offenbar ebenfalls zum Rebellengeschlechte gehörige Tartaren-Rosinante zwischen kräftigen Schenkeln und bearbeitet die Ohren des widerspenstigen schonungslos mit dem Fächer in ihrer Hand. Es ist ein schönes Mädchen, und die Rebellen genießen des angenehmen Ruhmes, die schönsten Weiber und Mädchen zu haben. Ist es ein Wunder? Sie sind erobernd durch die Hälfte des Kaiserreiches gezogen, die kämpfenden Männer, die Greise, die alten und die häßlichen Weiber haben sie gemordet, oder diese thaten es vielleicht selbst; Alles, was schön und jung war, haben sie mit sich genommen. Auch diese ist wohl gewaltsam dem Schooße ihrer Familie entführt und wird niemals wieder dahin zurückkehren,

denn diese Familie existirt nicht mehr. Ich sehe es Alles deutlich vor mir im Geiste, wie es gekommen ist, es ist die Geschichte der meisten Familien in der Hälfte dieses Riesenreiches. Der Vater ist erschlagen, die Mutter hat sich in den Kanal gestürzt, die Brüder sind Sclaven oder Soldaten geworden, und sie — nun sie ist die Sclavin, die Geliebte irgend eines Rebellen-Pascha's, sie trägt nun seidene reichgestickte Kleider, die ihr Pascha irgend wo anders, vielleicht bei der Erstürmung von Sutschau, der großen Seidenstadt, geraubt hat; sie reitet ein Pferd, was sie nie zuvor gethan, sie hat Sclaven zu ihrer Bedienung, und das neue Leben scheint ihr zu bekommen, zu gefallen, denn ihr Gesichts-Ausdruck ist strahlend und übermüthig, und seitwärts aus den schiefgeschlitzten dunklen Augen schießt sie coquette Blicke auf uns herab.

Ist das vielleicht ihr Herr und Geliebter, der dort in geringer Entfernung hinter ihr her trottet? Jedenfalls ist es ein Militair-Mandarin von hohem Range. Er trägt ein gelbseidenes Tuch, turbanartig um sein Haupt gewunden, gelbseidenen Oberrock und Schärpe; der Ausdruck des bleichen verlebten Gesichts ist dumm und gemein, der Blick, mit dem er uns mustert, unverschämt; er hat Vorläufer und Gefolge; ein halberwachsener Knabe trägt eine gelbseidene Fahne an leichter Bambusstange, ihm folgen vier Mann mit

Luntengewehren und rostigen Säbeln, wieder trippelt ein Knabe mit rosigen Wangen daher, er trägt den goldschimmernden Fächer des hohen Gebieters; ein dritter Knabe läuft unmittelbar hinter seinem Pferde, er hat mit der einen Hand sich in den Schweif des zottigen Kleppers gewühlt, die andere trägt ein blankgeputztes Schießgewehr von modernem Aussehen, das Leibgewehr des Gebieters. Arme Knaben! Auch sie gehören unzweifelhaft zu der gemachten Beute, einer liebenden Mutter, einer freundlichen Heimath entrissen; und beide werden sie niemals wiedersehen. Wenn schon im Strome des gemeinen, alltäglichen Lebens so viel Schmerzen mit hinunterschwimmen, welche Summe von Herzeleid muß erst unter den Trümmern ungewöhnlicher Zeiten begraben liegen! Und die Saat des Herzeleids wuchert fort und trägt neue Saat. Diese Knaben vergessen die Heimath und alle süßen Bande der Familie, sie haben kein anderes Geschäft, als ihren Gebieter zu bedienen und ihn zu vergnügen, sie wachsen heran, sie lernen das Soldaten- und das Räuberhandwerk, sie ziehen hinaus in wenigen Jahren und schlachten und rauben, wie ihr Gebieter, und ehe ihr Haupt grau wird, sind sie vielleicht selbst Pascha's, buntgeputzte Dirnen reiten ihnen voraus, geraubte Knaben tragen ihre Fächer und hängen am Schweif ihres Pferdes.

Doch ich bin zu alt, um lange sentimental zu sein; unser Weg ist noch lang und unsere Zeit nur kurz. Wir wandern die im Ganzen öde Straße hinauf. Es fehlt hier Alles, was civilisirtes und gesittetes Leben bedingt. Die Stadt macht den Eindruck einer Ruine, in deren Trümmern sich Kobolde eingenistet haben, deren heiseres berauschtes Gelächter unheimlich durch die Stille tönt. Innerhalb der Mauern der Stadt Nangking ist jeder Handel verboten. Speise-, Trink-, Rauch-, Spiel- und andere schlechte Häuser sind die einzig erlaubten Geschäfte. Das ist der Glanz des himmlischen Reiches, der über den Erdkreis für tausend mal tausend Jahre verbreitet werden soll. Ehe das aber geschieht, hoffe ich, daß irgend eine Bombe oder Granate im Palaste des himmlischen Sohnes platzen und den großen Friedens-Fürsten in die Luft blasen wird.

Diese Idee, den Handel unterdrücken zu wollen, ist zu seltsam, als daß sie nicht den Versuch einer Erklärung erfordern sollte. Ich habe in früheren anderweitigen Arbeiten wiederholt auf die bedeutende und einflußreiche Rolle hingewiesen, welche communistische Anschauungen seit uralten Zeiten in der Regierung des himmlischen Reiches gespielt haben. Dies ist eine neue Auflage davon. Die neue chinesische Staats-Idee hat den Privat-Menschen ver-

schlungen; es ist der Staat, der Alles regelt, der Alles besorgt. Ist er dem Riesengeschäfte gewachsen? China liefert uns so viele heilsame praktische Beispiele volkswirthschaftlicher Verkehrtheiten, vielleicht können wir auch hier etwas lernen. Nun wer von diesem Wunsche beseelt ist und zugleich das Bewußtsein starker Nerven besitzt, der folge mir durch einige enge Quergassen über einen wüsten Platz und betrete mit mir den Eingang in einen abgesonderten Stadttheil. Männer und Weiber, alle in jugendlichem Alter liegen im Schmutze auf der Straße, abscheuliche Bilder des schmutzigsten Elends. Sie strecken die Hände aus und halten hölzerne Schalen in die Höhe, sobald sie uns nahen sehen. Entsetzt bleiben wir stehen und fragen den Dollmetscher. „O, sagt er, der ein Chinese ist, in echt chinesischer Weise, — o es betrifft nur die Schwierigkeit im Reis-Geschäfte." Dieser Ausdruck ist characteristisch, denn der Chinese vermeidet es von „Hunger" oder gar von „Verhungern" zu sprechen; er umschreibt diesen Zustand mit der „Schwierigkeit, Reis zu erhalten." Und wie er nicht gerne von diesem Zustande spricht, so sieht er ihn auch nicht gerne; er macht den Hungernden unsichtbar oder er geht ihm aus dem Wege. Hier in diese Vorstadt sind alle diejenigen zusammengebracht, welche die väterliche Regierung des neuen himmlischen Reiches nicht zu er-

nähren vermag, und die Hunger und ausschweifendes Leben den scheußlichsten Krankheiten unterworfen haben. Ich versuchte muthig in diesen Communismus des Hungers und des Elends vorzudringen, aber Leichen liegen auf der Straße, kaum bei Seite geschoben, Leichen und Aussätzige liegen in den offenstehenden Häusern, ich fühle, daß meine Nerven nicht Stahl genug haben für solche Scene und ich stürze rückwärts in's Freie. Am Eingange steht eine große Tafel, auf welcher der himmlische Frieden für ewige Zeiten proclamirt wird. Als vor Kurzem ein christlicher Missionair sich ein Herz faßte und dem Sohne des Himmels voller Vorwurf erzählte, daß alle die Bewohner dieses Stadttheiles in kurzer Zeit todt sein würden, wenn nicht schleunige Hilfe geschafft werde, erwiderte der Kaiser freundlich: „Nun und was kann ihnen Besseres geschehen? Werden sie nicht den ewigen Frieden erlangen? Und ich sollte sie davon abhalten?" — O, sie verstehen geisterhaft zu scherzen, diese Chinesen!

Wir lassen diesen Pesthaufen von Hunger, Krankheit und Elend hinter uns; wenden wir uns zu den sonnigen Höhen des Lebens, treten wir ein in jenen aristokratischen Stadttheil, wo die Kaiser, die Könige, die Marschälle und Admiräle, die Prinzen und die Prinzessinnen ihre Residenz aufgeschlagen haben. Ich

sehne mich nach dem Anblick von Pracht und Herrlichkeit. Wir eilen flüchtig durch die Straße der sogenannten Paläste, sie sind alle mit Mauern umgeben, durch das offenstehende Thor sieht man nur in einen Vorhof, der zu einer Halle führt, zu der man auf breiter Treppe aufwärts steigt; im Vorhofe sind bisweilen zierlich genug arrangirte Miniatur-Gärten, kleine Gebäude, Tempel und Pagoden von Porcellain darin, kleine Goldfischteiche und verkrüppelte Bäumchen. Alle diese Dinge sind uns nicht neu, wir haben sie hundertmal in anderen Städten gesehen, nur daß mir die Farben-Zusammenstellungen bei der Malerei, mit der alle Thorwege beklext sind, greller und geschmackloser erschienen, als Alles was ich bisher in diesem Genre gesehen.

Eine brandgelbe Mauer leuchtet uns entgegen, wir fühlen unser ganzes Wesen in Scheu und tiefer Ehrfurcht befangen, denn diese Mauer umschließt den Palast des himmlischen Sohnes, des „Lieblings des Ruhmes", des „Fürsten des Friedens." Eine Dschunke steht außerhalb der Mauer, bei der wir einen Augenblick stehen bleiben um die verfallene Herrlichkeit derselben flüchtig zu betrachten. Es ist außerordentlich bunt und außerordentlich geschmacklos gemalt dieses Boot, welches den Kaiser einst den Yangtsekiang hinab zur Belagerung und Eroberung von Nangking

getragen hat. Das ganze Boot hat die Gestalt eines Drachen mit fürchterlichem Kopfe. Es scheint einige Jahre lang als Reliquie betrachtet zu sein, ist nun aber offenbar dem Verfalle gewidmet. Die gelbe Mauer, welche die Residenz umschließt, ist etwa vierzig Fuß hoch und über drei Fuß dick. Ueber die Mauer hinweg sind dem Beschauer nur einige gelbe und grüne Dächer sichtbar, Kuppeln mit den chinesischen ausgeschweiften Zacken; die eigentlichen Wohnungen des Himmlischen aber bleiben dem sterblichen Auge verborgen. Man sagt, daß sie erst zur Hälfte des Bau-Projects ausgeführt sind. In den ersten Vorhof ist, wie ich glaube, der Zutritt Jedem gestattet; es ist ein äußerst geräumiger Platz und wird an seiner Hinterseite wieder durch eine hohe gelbe Mauer abgeschlossen. Diese Mauer ist eine der wichtigsten im ganzen neuen himmlischen Reiche. Sie ist die vom Kaiser selbstgeschriebene Hofzeitung, das Organ, durch welches er zu seinem Volke spricht. An diese Mauer läßt er alle von ihm eigenhändig mit schlechter Handschrift geschriebene Plakate anheften. Hungtsiutseu ist kein Kriegsheld, er ist ein halbgelehrter Doctrinär, der sich vorwiegend mit religiösen Fragen beschäftigt. Seine Behandlung derselben ist voller Widersprüche und durchaus mystisch. Jacob Böhme, dessen Verständniß ich manche nächtliche Stunde meiner Jugend

vergeblich gewidmet habe, ist ein Muster der Klarheit ihm gegenüber. Ich bin begierig, einige der Proclamationen, die alle auf gelber Seide mit rother Tusche geschrieben sind, zu entziffern. Der Dollmetscher übersetzt sie, ich verstehe die Worte, aber was sie in ihrem Zusammenhange bedeuten sollen, bleibt mir unverständlich. Solche mysteriöse Proclamationen wirft er von seinem Throne täglich in den Schooß seines glücklichen Volkes, etwa wie ein geschickter Zauberkünstler nach Belieben ohne Ende Blumen und Tauben spendet.

In der Mitte dieser Mauer ist ein Thorweg, das ganz geschmackvoll und imposant ist; die Verzierungs-Arbeiten daran sind noch nicht ganz vollendet, aber die ausschließlich in roth und gold gehaltene Malerei ist reich und würdig; diese Thore öffnen sich vor uns, den Fremden, und wir stehen vor dem Hauptthore, welches in den inneren Palast führt. Ein Vordach ruht auf vergoldeten Säulen, das Frontispice des Thores ist vergoldete Stuccatur und trägt in Purpur-Buchstaben die Inschrift: „die wahre geheiligte himmlische Thür.“ Das ganze Dach des Gebäudes, das sich vor uns erhebt, scheint von Holz zu sein und ist mit Schnitz-Arbeiten übersät. Es ist selbstverständlich, daß auch hier der Drache, wie bei allen chinesischen Architectur-Werken die Hauptrolle spielt. Es ist vergnüglich, den Beschäftigungen zuzusehen, denen sich

die zahlreichen Vertreter dieses chinesischen Fantasie-Thieres auf dem kaiserlichen Dache hingeben. Der eine ist eben in Begriffe, die Sonne zu verschlucken, es muß jedenfalls ein sehr hochgestellter Drache sein; ein anderer spielt mit einem Hummer zwischen den Zähnen, ein dritter hat mit dem Schwanze ein Pferd umringelt und präparirt es eben zur Mahlzeit; ein vierter hat eine Schlange im Maule, deren heraushängende Hälfte sich krampfhaft in Ringen dreht, — verschlingen aber müssen sie alle etwas, es scheint das der Ausdruck des höchsten chinesischen Kunst-Ideals zu sein.

Auch durch diese Thüre ist es uns noch gestattet in das Heiligthum weiter vorzudringen; wir befinden uns in der Vorhalle, die mit bunten Glas-Laternen, die überall von der Decke an seidenen Schnüren herabhängen, überreich decorirt ist. Rechts und links vom Eingange lagern gruppenweise Soldaten, die in ihren rothen Westen und Schürzen malerisch genug aussehen würden, wenn es vergönnt wäre, sie aus etwas größerer Entfernung zu sehen; aber das wild um die Stirne herabhängende ungekämmte schwarze Haar, die Unreinlichkeit, die Frechheit, die Gemeinheit, die auf den ganzen Erscheinungen ruht, machen den Anblick widerlich. Ein alter, uralter Mann mit kurzem grauem Zopfe und dünnem weißem Kinnbarte kommt

uns mit einem freundlichen tsching-tsching entgegen, er offerirt uns Bänke auf der rechten Seite der Halle und bald erscheinen Knaben, welche uns Schalen mit erfrischendem Thee präsentiren. Der alte Pförtner ist ein Mann aus demselben Dorfe gebürtig, in dem der große Kaiser geruht hat, zur Welt zu kommen; er hat den Knaben auf seinen Armen getragen, er hat ihn gelehrt in seiner Jugend, die Schweine und die Büffel in den Bergen zu hüten, als der Abglanz des Himmels noch gezwungen war, sich aus Armuth dieser unedlen Beschäftigung hinzugeben. Und der redselige Alte versuchte es, uns ein Bild dieses Abglanzes zu geben. Ich skizzire kurz nach seinen Angaben. Der Kaiser ist ein Mann in seinem zweiundfünfzigsten Jahre, über Mittelgröße, schlank, kräftig und gesund; niemals wird er den gemeinen Tod gewöhnlicher Menschen sterben; sollte er einst müde werden der Leitung der irdischen Dinge, so wird ein mit Drachen bespannter Wagen vom Himmel steigen und ihn dorthin entführen. Es kostet ihn nur ein Wort, denn er steht mit Gott, dem himmlischen Vater, auf dem allervertrautesten Fuße. Mehr als hundert Unterredungen hat er mit demselben gehabt; aber nach Ausweis einer kaiserlichen Proclamation hat Gott in der letzten Zeit diese Gunst auch auf des Kaisers Gemahlin ausgedehnt. Er giebt zwar nicht an, auf

welche von seinen 120 Frauen diese Gnade gefallen ist, aber wenn ich muthmaßen darf, so ist es die Mutter „des jungen Herrn", der zu seinem Nachfolger bestimmt ist. Ein neuer diplomatischer Wurzeltrieb, der die junge Dynastie im Herzen des Volkes befestigen soll. Der Kaiser trägt bei feierlichen Gelegenheiten eine goldene Krone von 12 Pfund Schwere, ein Halsband von demselben Gewicht und Goldklumpen und Edelsteine überall angeheftet auf dem reichgestickten Gewande. Es ist zweifelsohne einzig und allein bei diesen Gelegenheiten, daß er die drückende Last einer Krone fühlt. Die übrige Zeit sitzt er wie Sardanapal im Inneren seines Palastes, den kein Mann betreten darf, und schreibt abwechselnd fromme Tractate und Todesbefehle, je nach Stimmung. In diesem Inneren des Palastes werden alle Dienste von Frauen verrichtet, und es sollen sich deren gegen 1000 darin befinden. Welch ein Glück, daß die Chinesinnen nicht Kaffee trinken! Welch ein Geräusch wohl zur Kaffeestunde in diesem Palaste sein müßte! Die Weiber scheinen ihm überhaupt sehr am Herzen zu liegen. Er berief einst seine Großen um sich und befahl ihnen mehr Weiber zu nehmen. „Es ist wahr, sagte er, Adam nahm nur ein Weib; aber was war der Grund? Er hatte nicht mehr! Ich bin ganz sicher, daß er deren mehr genommen hätte, wenn

er mehr gefunden hätte. Nun, ich denke: zehn würde eine schöne Zahl für euch sein! Nehmt sie!" Dieser Ausspruch ist viel weniger mystisch als seine übrigen.

Wir hätten dem redseligen Alten gerne noch länger zugehört; er brachte alle seine Erzählungen wie am Schnürchen her und hatte vollständig die sterotype Erzählungsweise unserer Schloß-Castellane angenommen, wenn sie die Bilder und Herrlichkeiten ihres Palastes erklären; er hat in den letzten 6 Monaten jedenfalls viel Gelegenheit gehabt, sein Talent vor den Engländern zu üben. Aber es dunkelt, unser Weg ist noch weit und wir müssen uns mit diesem oberflächlichen Einblick genügen lassen. Doch wir müssen schon dem guten Alten zur Liebe, der großen Werth darauf zu legen scheint, noch einen Blick auf die große Erd-Karte werfen, die an der gegenüberliegenden Wand hängt. Wir sehen darauf ein großes viereckiges Land, welches nicht nur China, sondern überhaupt die Erde bedeutet. Fast in der Mitte desselben ist ein kleineres Viereck abgezeichnet mit dicken Rändern, das ist Nangking, die Hauptstadt der Erde. Im Osten ist Japan, ein kleiner Klex, und im Nordwesten des himmlischen Reiches schwimmen zwei kleine Inseln — England und Frankreich. Außer diesen drei an China tributpflichtigen Staaten giebt es keine, die ganze andere Erde ist China. Dies Meisterstück der Topographie

erfüllt uns mit Staunen, und die Dollars, die wir gutmüthig in die Hand des alten Cicerone gleiten lassen, nimmt er entschieden als ein dankbares Anerkenntniß unserer unendlichen Kleinheit und Nichtigkeit.

Die buntschimmernden Laternen, die goldenen Säulen, die gefräßigen Drachen, die riesigen Allarm-Trommeln am Eingange liegen nun hinter uns, und ich sinne auf dem Wege rückwärts zu unseren Booten über das außergewöhnliche Schicksal eines sehr gewöhnlichen Mannes nach. Dieser Kaiser war ein Hirten-Junge, dann ein Schriftgelehrter, dann ein Rebell, Stifter einer neuen Religion, fuhr mit mächtiger Hand über ein großes Stück Erde, ist nun Herr über Leben und Tod von mehr als hundert Millonen Menschen, sitzt als Halbgott in goldstrahlendem Palaste, und seine Gebeine werden dereinst in der alten Kaisergruft im heiligen Berge ruhen. Aber ich schaudre, wenn ich bedenke, mit wie viel Blut dieser hohle Schimmer befleckt, mit welcher Summe von Elend und Herzeleid er erkauft ist, ohne daß irgend ein Princip, noch viel weniger ein sittliches Princip zur Geltung gebracht wäre. Das ganze neue Kaiserreich ist eine schaudererregende, blutige Blasphemie auf das Christenthum.

Wir Alle empfinden den Druck dieses lästigen Gedankens, denn wir sitzen schweigend im Boote, das

uns jetzt mit dem Strome pfeilschnell hinabträgt an Bord unseres guten Schiffes.

Dort empfängt uns eine Nachricht, die von verschiedenen Seiten mit verschiedenen Gefühlen aufgenommen wird. Der Tag war der Reparatur einer kleinen Beschädigung gewidmet, die sich im Dampfkessel gezeigt hatte; wie es aber so oft im Leben geschieht, wenn man anfängt, alte Schäden zu verbessern, daß sich dieselben dann viel umfangreicher erweisen, als man anfangs geglaubt, so hatte sich auch hier herausgestellt, daß die nunmehr unerläßlich gewordene Vervollständigung der Reparatur uns weitere 24 Stunden aufhalten würde. Der Capitain war ärgerlich und mißvergnügt, ich aber lachte und verhehlte meine Freude nicht; mir war ein Tag in Nangking geschenkt.

Von der Stadt selbst hatte ich meiner Meinung nach genug gesehen; ich hatte das Beste und das Schlechteste von ihr gesehen, und das Uebrige — nun, wer einmal in einer chinesischen Stadt gewesen ist, weiß ganz genau, wie es in allen übrigen aussieht. Wohl findet der Reisende, wenn er viele Städte im Reiche gesehen hat, kleine Unterschiede; aber diese Unterschiede sind so fein und von so geringem allgemeinem Interesse, daß es der Mühe nicht lohnt, sie zu fixiren; sie könnten nur von Interesse für denjenigen sein, dessen specielles Studium Städte-Physiognomieen sind.

Ich entschied mich daher, den Tag einem Gange im Freien zu widmen, um die auf der andern Seite der Stadt gelegenen Gräber der Ming-Dynastie zu besuchen.

Im Südosten der Stadt erhebt sich eine nicht unbedeutende Bergkette; einer ihrer Vorberge ist zur Ruhestätte einer Dynastie bestimmt, die über zwei Jahrhunderte über China geherrscht hat und durch die zur Zeit noch legitime Mantschu-Dynastie gestürzt ist. Diese Berge sind zu Lande wohl zu erreichen, wenn man die Stadt von der linken Seite umgeht; aber die Gräber sind drei Meilen von der Stelle entfernt, auf der wir zu Anker liegen, und das Fernrohr zeigt viele Landstriche unter Wasser oder doch in Sumpf verwandelt. Ich ziehe es daher vor, wieder den Canal auf der rechten Seite aufwärts zu fahren und denselben Weg wie am Tage vorher bis zum Porcellanthurm zu verfolgen; wir rudern heute noch eine halbe Meile weiter hinauf. Der Canal macht hinter dem Südthor eine scharfe Biegung nach Osten; er führt uns durch eine steinerne Brücke bei einem zugemauerten Thore vorüber. Es war einst das Hauptthor von Nangking. Es schließt sich hier die große Wasserstraße an, welche in die reichen Seidendistricte von Sutschau bis herab nach Hangtschau führt. Wie mögen einst die buntschillernden Flaggen der friedlichen Handels-

djunken auf diesem Canale auf und abgeflattert, welche Ballen von Seidenwaaren in den heitersten und prächtigsten Farben mögen einst durch das nun zugemauerte Thor in die alte Kaiserstadt eingeführt worden sein! Jetzt sind die Seiden-Manufacturen dort unten zerstört, die Kaufleute mit der leichter beweglichen Habe sind geflohen, die Arbeiter getödtet oder als Sclaven fortgeführt; Alles Einöde und Tod dort unten; darum Einöde und Tod auch hier oben. Ueber das Geländer eines Bambusgerüstes, das sich innerhalb der Mauer 30—40 Fuß über dieselbe als Lug-aus erhebt, lehnt schläfrig und gähnend eine Rebellen-Schildwacht und sieht träumend die verödete Wasserstraße entlang. Wir verlassen hier unser Boot, wandern durch eine Reihe verlassener Hongs, den im Quadrat gebauten Wohnungen der reicheren Chinesen, und passiren eine militairische Wache, die von 20—30 Soldaten besetzt ist. Sie liegen auf der Erde umher, die langen schwarzen Zöpfe turbanartig malerisch um's Haupt gewunden; sie essen und spielen Hazard, starren uns erst schweigend an, dann fallen Bemerkungen, Gelächter, rohe Geberden. Wir eilen ins Freie und es ist mir ein Hochgenuß, den Stecken in der Hand auf freier Erde, auf dem reinlichen Teppich der Natur die sanfte Neigung des vor uns liegenden Berges hinanzusteigen. Die Sonne scheint warm und wohlthuend; Alles flim-

mert und glitzert im hellen Sonnenschein und als ich auf dem Gipfel eines Vorberges Halt mache und um mich schaue, liegt eins der lieblichsten Landschaftsbilder vor mir. Aber das liebliche Bild wird nur zu bald „von des Gedankens Blässe angekränkelt". Dort unten zu meinen Füßen liegt eine große Stadt, breite Ströme und Canäle durchschneiden die Gegend nach allen Richtungen hin, mit Kunst und unendlicher Arbeit sind die Berge terrassirt und die Thäler für den Reis geebnet. Welch ein Bild muß es gewesen sein, als des Menschen Fleiß und Geschick alle diese Quellen belebte! Die Stadt liegt nun zum größten Theile in Trümmern, der Rest ist Schweigen. Ein Viereck, durch eine zerstörte Mauer noch deutlich erkennbar, zeichnet sich bemerklich darin ab; dieses Viereck war einst eine Stadt in der Stadt; die Tartaren wohnten einst darin, die treuen Haustruppen der Mantschu's; es waren ihrer 20,000 darin, als Nangking von den Rebellen gestürmt wurde, und 20,000 wurden ermordet, bis auf den letzten Mann, bis auf das letzte Kind. Wenige Segel kreuzen den gelben schäumenden Strom. Die Terrassen an den Bergen sind zerfallen, im Reisfeld brütet die wilde Ente. Ich vermag den vollen Zauber der Stille in der Natur zu empfinden; ich kann eine Landschaft bewundern, die noch unberührt von des Menschen Hand vor mir daliegt. Aber das

Schweigen in der verlassenen und verödeten Landschaft, die Denkmäler einst hochwogenden Lebens überall umherverstreut, ernste Zeugen und Ankläger gegen die niemals endende Dummheit und Bosheit des Menschengeschlechtes, — es macht mein Herz krank und ich drehe dem Bilde den Rücken. Alles spricht hier für Leben und Alles ist Tod. So wenden wir uns denn lieber dem legitimen Tode zu, dem Tode, wie er durch den Gang der Natur vorgezeichnet ist, und der darum für den denkenden Menschen nichts Schreckliches hat; es ist das Bereich des geheiligten Todes, das wir betreten, es sind Gräber.

Doch ich bin es müde, von Trümmern zu sprechen, denn auch diese Grabdenkmäler liegen in Trümmern; doch trifft dieser Vorwurf nicht die Rebellen; sie kämpfen ja unter den Farben und unter dem alten Banner der Ming's; es war vielmehr eine der ersten Heldenthaten der Mantschu's, nachdem sie den Thron geraubt hatten, die Gräber ihrer Vorgänger zu zerstören. Was kümmert es uns? Es regt mich weder zum Mitleiden noch zum Zorne an; auch die Mings waren Räuber, wie alle Begründer von Dynastieen in China, und der Racheengel wird zweifelsohne in der Gestalt eines neuen Räubers über die Gräber der Mantschu's in Peking oder Zehol hinwegschreiten. Keine geschichtlichen Erinnerungen, keine Sympathieen

knüpfen uns an diese untergegangenen Geschlechter; so mögen sie denn ruhen in Frieden, den weder die Zerstörung ihrer Gräber, noch der Donner der Kanonen, der in den letzten Jahren so oft über sie hinweggegangen ist, gestört haben wird, wenn sie auch keine Christen waren.

Eine Allee von steinernen Ungeheuern führt von den Gräbern der Stadt zu. Elephanten, Löwen, Tiger, Kameele, Hunde geleiten uns eine Strecke; aber sie sind alle müde der langen Wacht, sie sind müde und Krüppel; der Löwe ist in die Kniee gesunken, der Tiger hat den Kopf verloren, der Elephant hat sich schwerfällig auf die Seite geneigt; ein Treiber sitzt erschöpft auf seinem Rücken, er balancirt mühselig mit dem langen Speer in der Steinhand, bald sinkt auch er. Vor ihm ist ein lebendiger Reiter erwachsen, ein Bäumchen ist aus einer Spalte im Rücken des Elephanten aufgeschossen und grünt fröhlich im Sonnenschein. Versteinter Geist untergegangener Jahrhunderte, wenn du dich halten willst, wirf ihn von dir, den nutzlosen ehernen Speer, und ergreife lieber den kraftvoll vor dir aufsprossenden jungen Baum! Halte dich an das Lebendige, Mann!

III.

(Von Nanking bis Hankau. Scenerie und Character der Ufer. Ueberfahren einer Djunke. Hafen von Kinkang. Character der Landschaft. Rebellenleichen im Strom. Erstürmung der Stadt Huangtschau. Kampf zweier Kanonenboote. Fischerwohnungen an den Ufern. Ankunft.)

Tage voll Sonnenglanz und Ruhe! Köstliche Ruhe, süßes Nichtsthun! Gäbe es nicht solche Tage, solche Wochen für den Reisenden, — das Reisen wäre unerträglich! Welch eine anstrengende, ermüdende und übersättigende Arbeit das ewige Sehen ist, bleibt dem, der die heimathliche Scholle niemals verlassen hat, schwer verständlich. Es mag anders sein mit dem Vergnügungsreisenden, dem die eigene Befriedigung einziger Maßstab seiner Verpflichtung ist. Wer aber bestimmte Zwecke zu verfolgen hat, und wer nebenbei auf den öffentlichen Markt tritt und, was er gesehen hat, dem Publikum darbietet, der findet nirgends Ruhe noch Rast, — er muß wandern und sehen. Es ist der Fehler der meisten Reisenden, daß sie zu viel wandern und sehen; ihr Auge verliert die großen Fernsichten, die Perspectiven verschieben sich; sie tasten nach allen bunten Kieseln am Wege und bringen von jeder Wanderung ganze Brieftaschen voll kleiner Nippgedanken mit, die alle zusammengenommen Nichts veran-

schaulichen und Nichts lehren. Diese Art zu wandern ist nicht die meine; ich habe Berufspflichten, und was diese mir an Zeit übrig lassen, suche ich auf die Erforschung der großen politischen und socialen Verhältnisse des Landes zu verwenden; die liegen aber nicht an der Straße; sie wollen mühsam gesucht und gefunden werden, und wenn sie gefunden sind, wollen sie erst in ihrer Bedeutung erkannt und in ihrem Zusammenhange dargestellt werden. Manches nüchterne Buch habe ich durchstudirt und das Resultat solchen Studiums und oft tagelangen Nachdenkens figurirt dann irgendwo beiläufig in einem Satze von drei bis vier Zeilen. Darum begrüße ich solche Tage, an denen ich jedes Studium und jedes angestrengte Denken mit gutem Gewissen von mir weisen darf, als die eigentlichen Sonn- und Festtage meiner Reise. Das aber sind auch die Tage, an denen ich Kiesel sammle.

So saß ich denn auch jetzt zufrieden und heiter unter dem schattigen Dache des großen Sonnenzeltes, das sich über dem ganzen Hinterdeck des Schiffes ausbreitete, in halb liegender, halb sitzender Stellung auf dem bequemen indischen Rohrsessel. So saß ich Tage lang, einen leichten Roman in der Hand, dem kindlich frischen Spiele der blondgelockten Knaben zuschauend, oder ich schob meinen Sessel neben den der Mrs. D. und wir plauderten von der Heimath und allen den

kleinen Beziehungen, die das Leben in der Familie characterisiren. Denn ich muß hier einschalten, daß die Lady die kalte Rüstung englischer Etiquette sehr bald abgelegt hatte; es kam eine aufmerksame und besorgte Mutter, eine zärtliche und tieffühlende Gattin dahinter zum Vorschein. Wie es mir wohlthat, zu sehen, was ich so lange nicht gesehen hatte!

Ich kenne keine schönere Form der Reise, als in mildem heiterem Wetter in guter Gesellschaft auf dem Deck eines eleganten und bequemen Dampfschiffes stromauf oder stromab zu fahren. Es vereinigt sich da Alles; Schnelligkeit, Sicherheit, materieller und geistiger Genuß. Die Schnelligkeit ist nicht so groß, daß die Bilder seitwärts des Weges wie auf der Eisenbahn wirbelnd bei uns vorüberfliegen; man hat Zeit, namentlich wenn man gegen einen starken Strom anzukämpfen hat wie wir, jedes einzelne Bild klar in sich aufzunehmen. Die Ufer sind weit, oft sind es nur Berge in der Ferne, bis an deren Fuß sich die glatte glänzende Wasserfläche erstreckt. Das eigentliche Flußbett beginnt sich bald hinter Nangking zu verengen, aber die ausnahmsweise Ueberschwemmung dieses Jahres hat die Grenzen verwischt. Ein wunderbares Bild! Aus dem weiten Wasserspiegel tauchen als einzige Marke unseres Weges Häuser auf; nichts sieht man als die Häuser, deren weißgetünchte Wände sich

unmittelbar aus dem Wasser erheben; selten, daß ein grün gebliebener Weidenbaum das kahle Bild unterbricht. Bisweilen erheben sich lange schmale schlammige Uferstreifen einige Zoll hoch über das Wasser und sogleich hat sich der Mensch dort eingefunden und angesiedelt. Welch eine Colonie! In Entfernungen von etwa 100 Schritt von einander stehen verworrene und complicirte Gerüste; den Kern derselben bilden einige stärkere Fichtenhölzer, welche einen etwas stumpfen Winkel bilden, dessen Scheitelpunkt als fester Stützpunkt auf der Erde aufliegt. Von der Spitze des vorderen Winkelarmes, welcher dem Wasser zugekehrt ist, hängt an vier auseinandergehenden Bambusstäben ein viereckiges Fischnetz. Vermittelst einer Kurbelvorrichtung am Ende des entgegengesetzten Winkelarmes, der als Hebel wirkt (ähnlich wie bei unseren Schlagbäumen), wird das Netz ins Wasser gesenkt und in passenden Zwischenräumen emporgehoben. Von dem, was auf diese Weise erbeutet wird, haben die Menschen zu leben; ihre Wohnungen sind unter Wasser oder fortgeschwemmt, ihre Felder sind verschwunden, ihre Ernte vernichtet; sie haben keine andere Quelle des Lebens mehr als die Bewohner der Tiefe, keine andere Heimath als das Wasser. Neben der Kurbel, die das Netz senkt und hebt, ragt einige Fuß über der Oberfläche ein kleines Pfahlwerk hervor, darauf sind

einige Bruchstücke von Brettern, darüber rohe harte Bambusmatten gelegt; über das Ganze wölbt sich als Dach eine gebogene Matte. In diesem Raume von etwa 6 Fuß Länge und 4 Fuß Breite wohnen ganze Familien. Welch eine entwürdigende Existenz für den stolzen, für den verstand- und vernunftbegabten Sohn der Schöpfung! Nicht nur zum Thier, sondern selbst zu einer seiner untersten Organisationsstufen ist er hinabgesunken. Wie der Polyp festgekettet am Korallenriff gedankenlos mit seinen Fangarmen um sich greift und verschlingt, was ein gütiges Geschick ihm zuführt, so sitzt hier der Mensch in dumpfem Hinbrüten, spinnenartig, schlimmer als Thier, weil verthiert; er hat dort gesessen in der unerträglichen Gluth der Sonnenstrahlen, er muß dort sitzen in rauhen Winterstürmen.

Nachdem wir so drei bis vier Tage unter immer gleichen Bildern aufwärts gedampft sind, bekommen die Ufer festere Gestalt in Form von Bergketten; wo aber eine Lücke darin entsteht, breitet sich sogleich wieder ein durch die Ueberschwemmung gebildeter See vor uns aus. Die Quadratmeilen, die in diesem Jahre ungewöhnlich unter Wasser stehen, zählen nach Hunderten. Zum näheren Verständniß dieser größten Ueberschwemmung, die ich jemals gesehen und hoffentlich niemals wieder sehen werde, mögen die folgenden

Angaben dienen. Eine gegen Ende Mai eintretende Regenperiode, die sich mit ungewöhnlicher Heftigkeit über das ganze nördliche China verbreitete, schwellte den Yangtsekiang 30 Fuß über seinen durchschnittlichen Wasserspiegel an; nach den Angaben, die ich über die Dimensionen bereits gemacht habe, wird sich der Leser bereits eine Vorstellung machen können, was es bedeutet, wenn ein solcher Strom um 30 Fuß steigt; noch jetzt, Anfangs October, ist sein Wasserstand um 18 Fuß zu hoch. Was hier vernichtet ist, entzieht sich jeder Berechnung. Ich glaube, daß der noch jetzt überschwemmte Flächenraum einer ganzen preußischen Provinz gleichkommt.

Wenn sich jetzt das Flußbett zeitweise auf eine Viertelmeile verengt und sich zwischen Bergen und Felsen hindurchzwängt, so treten uns mitunter kleine charakteristisch-chinesische Landschaftsbilder entgegen; an irgend einen steilen Felsen, oft inselartig und abgesondert im Wasser stehend, ist ein chinesischer Tempel mit seinen tausend gewundenen Schnörkellinien angeklext und glitzert mit seinen blendend weißen Mauern und rothen Ornamenten freundlich dem Schiffer entgegen. In diesen Theilen gewinnt Alles einen freundlicheren Eindruck. Die Berge sind terrassirt, feste Wohnungen und auffallend sich mehrende Segel auf dem Strome zeugen von arbeitenden und handel-

treibenden Menschen. In einer dieser Passagen, in denen der Strom gewöhnlich noch heftiger, weil concentrirter ist, hörten wir eines Tages gegen Abend, da wir eben eine kleine Pagode auf dem Gipfel eines Felsens bewunderten, den energischen Ruf des Capitains: „stop!“ Die Maschine hörte sogleich auf zu arbeiten und wir sprangen Alle in einer gewissen Erregung auf, denn der Befehl, die Maschine außer Kraft zu setzen, wenn das Schiff in vollem Laufe ist, muß immer etwas Außerordentliches bedeuten. Wir sahen es wohl in demselben Augenblicke, was es bedeute. Neben uns vorbei stromab trieben die Trümmer einer Djunke, ein Knäuel von kriechenden, kletternden und schreienden Menschen hielt sich auf dem im Kreise sich drehenden, pfeilschnell hinabschießenden Vordertheile. Wir hatten diese Djunke überfahren und der scharf zugeschnittene Kiel des Dampfers hatte sie in zwei Theile zerrissen, die noch lose zusammenhingen. Da wir an diesem Tage eine ziemlich frische Brise hatten, die uns erlaubte, neben der Dampfkraft noch Segel zu führen, so vergingen einige Minuten, ehe das Schiff in Ruhe gesetzt werden konnte, und wieder einige Zeit, ehe die Boote ins Wasser kamen. Ich stand wie auf Nadeln; ich hatte mein Fernrohr nicht so sehr auf die Verunglückten gerichtet, als auf zehn bis zwölf Djunken, die in verschiedenen Entfernungen,

oft in größter Nähe, bei dem Wrack vorbeisegelten. Erhebt sich keine rettende Hand? Nein, auch nicht um eine einzige Linie weicht eins dieser Fahrzeuge von seiner Richtung ab, sie nehmen vielmehr die Ruder zu Hülfe und arbeiten mit aller Macht, dem Schauplatz des Unglücks so schnell als möglich zu entfliehen. Dies ist ein echt chinesischer Charakterzug; der Chinese kennt kein Mitleid; die Werke seiner Schriftsteller fließen über von wohlwollenden Sentenzen, aber sie beklagen sich selbst über die Gefühllosigkeit ihrer Landsleute und sie sagen von ihnen: „töi sin, sche-chang," d. h. „ihre Herzen sind von Eisen, ihre Eingeweide von Stein". Unsere Boote haben das Wrack erreicht, aber ehe die Geretteten übersiedelt sind, ist die kleine Gruppe noch ein gut Stück weiter hinabgetrieben, und es kostet fast zwei Stunden harte Ruderarbeit, ehe sie wieder längsseit des Dampfers anlangen; wir sind unterdessen lange zu Anker gegangen, denn es war ersichtlich, daß für alle Fälle unser Tagewerk für heute geschlossen sein würde. Zwölf Menschen wurden auf Deck getragen, naß, zitternd vor Frost, gelähmt an allen Gliedern; indessen sie sind gerettet, — vier sind ertrunken. Alle mögliche Sorgfalt wird den Geretteten gewährt, sie werden in warme Decken gehüllt, mit Suppen und Sherry gestärkt. Es scheint eine einzige große Familie zu sein; ein Mann im besten Mannes-

alter und seine Frau; ein gebrechlicher Greis, der kaum gehen kann, ein uraltes Mütterchen, die in einer Matte aufgewickelt wie ein Bündel behandelt werden muß, denn sie kann kein Glied rühren und wimmert nur leise; der Rest sind Knaben und Mädchen von jedem Alter. Der Zufall hatte unglücklich gespielt. Der Mann hatte gerade eine kleine Besitzung weiter oberhalb verkauft und das für ihn nicht unbedeutende Vermögen von 600 Dollars bei sich an Bord. Es bestand sämmtlich in der einzigen chinesischen Münze, dem Kupfer-Cash, der aber fast ganz aus Eisen besteht und dessen Größe bei einem Werth von höchstens ⅔ preußischen Pfennigen ungefähr einem Dreier gleichkommt; man kann sich demnach vorstellen, welch ein Volumen 600 Dollar oder 900 preußische Thaler einnehmen; von acht Scheffelsäcken war durch die Anstrengung unserer Bootsleute wenigstens einer gerettet, so daß die Familie doch nicht dem äußersten Elende preisgegeben war. Eine Kollekte, die wir sogleich an Bord veranstalteten, ergab weitere 50 Dollar und ich glaube, der biedere Capitain gab aus seiner Tasche stillschweigend eine erklecklich größere Summe extra. Nun war es aber doch interessant zu sehen, wie der Mann sich sträubte, für die Nacht sein gerettetes und geerntetes Geld dem Capitain zu überlassen. Wir hatten sein Leben, einen Theil seines Geldes gerettet,

und hatten ihn aus gutem Willen noch bereichert; dennoch war er im höchsten Grade mißtrauisch; er schien ganz sicher zu sein, niemals etwas davon wieder zu sehen; einige Charakter-Züge, zu denen das Mißtrauen gehört, gehen durch den Bauernstand der ganzen Welt.

Am anderen Tage Vormittags passirten wir Kin-kiang, der erste gleichzeitig mit Hankau geöffnete Hafen im Yangtsekiang. Hier wurden unsere geretteten Passagiere auf ihren Wunsch an's Land gesetzt. Nichts glich dem Erstaunen des Mannes, als er sein Geld erhielt; von den Mandarinen seines Landes hätte er wahrscheinlich mindestens einen bedeutenden Abzug erfahren. Nun ereignete sich Folgendes. Die Familie war im Boote, bereit zur Abfahrt, der Mann schleppte eben sein Geld die Schiffstreppe hinab, als der chinesische Diener des Capitains demselben schüchtern anvertraute, daß das alte Weib, vielleicht die Urgroßmutter der Familie, unten im Schiffsraum zurückgelassen sei. Und wahrlich, diese Leute hatten die Gelegenheit für günstig gehalten, die alte Mutter loszuwerden!

Ich bin in China nicht selten Leuten begegnet, die ganz blinde und enthusiastische Verehrer der Chinesen waren, und es mag sonderbar scheinen, wenn ich sagen muß, daß dies fast immer die Gebildetsten waren; es

waren aber gleichzeitig stets solche Männer, — und dies erklärt die Sonderbarkeit vollständig, — die sich seit Jahren vorzugsweise dem Studium der chinesischen Sprache gewidmet hatten. Die philosophischen Werke des Landes, die man in solchen Fällen studirt, sind nun voll von Humanität und wenn man sie lies't, glaubt man, daß diese Chinesen eine Nation von christlichen Engeln sind. Der Umgang mit den Gebildeten des Landes macht einen angenehmen und gefälligen Eindruck; ihre vollendete Höflichkeit ist unbeschreiblich bestechend; so ist es mir erklärlich, wie namentlich unter den Gelehrten sich eine Vorliebe für das Volk ausbilden kann, die in Weichheit ausartend alle Schwächen desselben leugnet oder bemäntelt. Nun, mag sie lieben, wer will! Ich, der ich glaube, tiefer und vorurtheilsfrei in ihren Charakter hineingesehn zu haben, halte dafür, daß in keinem anderen Volk der Erde Egoismus, kalter, unerschütterlicher Egoismus schärfer und widerlicher ausgebildet ist, als im Chinesen. Nichts ist ihm „heilig“; nie geht ein Schauer der Erhebung durch seine Seele; seine Religion läßt ihn kalt und nüchtern, sie ist ihm nicht Religion, sie ist ihm nur Aberglauben; wenn er krank wird, wenn Gefahr ihm droht, dann flieht er feige zu seinen Göttern, opfert und brennt kleine Feuerwerke ab; wenn die Gefahr vorüber ist, lacht er der Götter.

Er hat nur die weibliche Furcht, nicht die männliche Demuth.

Die Freiheit ist stets gepaart mit Grausamkeit. Durch ganz China liegen die Beweise davon offen auf der Straße. Von der Ermordung der Kinder durch ihre eigenen Eltern, von der Handhabung der Justiz und Polizei im geordneten Staate bis hinein in die finsteren und blutigen Verhältnisse, welche langjähriger Bürgerkrieg nothwendig erzeugt, — es ist immer und überall dasselbe. Unser Auge fällt so eben auf einen neuen Beweis. Drei Männer-Leichen treiben den Strom herab und dicht am Schiffe vorüber; alle drei sind mit den Füßen zu einer einzigen Gruppe zusammengebunden. An ihrer Haartracht sehn wir, daß es Rebellen sind, die einem unversöhnlichen Feinde in die Hände fielen. Welch ein mörderischer Gedanke, lebendige Menschen zusammenzubinden und noch ihre letzten Augenblicke, die dem Frieden und der Versöhnung gewidmet sein sollten, mit bruder-mörderischem Kampfe auszufüllen.

Je weiter wir an diesem Tage vordringen, desto schöner und pitoresker wird die Landschaft, und doch findet mein Auge fast nirgends ein Bild, von dem ich den Eindruck gewinnen kann, als ob es ein Stoff für den Maler sei. Die Landschaft besteht aus zu wenig Materialien, sie ist zu wenig gegliedert und imponirt

nur durch die Massenhaftigkeit des Materials und die Beleuchtung; kahle Berge, weite Wasserflächen. Die einzigen Punkte, welche die Aufmerksamkeit fesseln, wenn wir zeitweise der Küste nahe kommen, sind die Gräber, die zerstreut an den Abhängen liegen, und die bisweilen prächtig und geschmackvoll in Bau und Ausschmückung, in jedem Falle aber schön gelegen sind. In mir, der ich in der Romantik der Kirchhöfe aufgewachsen war, fand ich lange Zeit ein widerstrebendes Gefühl gegen diese isolirten Ruhestätten; aber ich habe mich allmälig damit ausgesöhnt und mehr als ausgesöhnt. Ich wünschte, wenn mir in der Heimath zu sterben vergönnt sein sollte, daß kein Kirchhofs-Bann meine Gebeine hinderte, am Abhange eines Hügels im Schatten vaterländischer Bäume zu ruhen, und die Illusion mit hinüberzunehmen, daß ich von dort in's Thal hinabsehen kann. Es malt sich in diesem Bilde Alles mehr in heiteren Farben; es ist nicht unsere düstere Mitternachts-Kirchhofs-Poesie, die uns den Tod in tausend Reflexen widerspiegelt, denn wohin unser Auge in unseren Kirchhöfen fällt, es fällt auf Gräber; das chinesische Grab ist ein einsames, d. h. es hat keine Gemeinschaft mit anderen Gräbern, es ist nur ein Atom des Todes inmitten einer belebten Natur; der europäische Kirchhof ist compacter, zusammengehäufter Tod und ein eigenthümlicher Geruch be-

zeichnet die Stätte. Zu dem Grabe des einsam liegenden Chinesen wandelt an heiteren Sommertagen seine Familie, die Mutter, die Gattin, die Kinder. Die Mutter und die Gattin pflanzen Blumen auf sein Grab, die Kinder spielen im Sonnenschein; Diener bereiten das Mahl, und unter Scherz und Spiel fliegen die Stunden dahin. Mich dünkt, unser Kirchhofleben mit der obligaten Trauermiene ist unendlich viel prosaischer, und entbehrt durchaus der Natürlichkeit, welche in der Idee des chinesischen Einzel-Begräbnisses ruht.

In keinem Theile China's habe ich so viele Pagoden gesehen, als in diesem. Sie vertreten in der Landschaft die Stelle unserer Thürme, ohne auch nur entfernt ihre Anmuth zu erreichen. Während unser Thurm in anmuthigen Abstufungen sich zuletzt mehr und mehr zuspitzend sich in den Aether verliert und die dem Himmel zustrebende Sehnsucht des Menschen darstellt, drückt die Pagode, in der sich in gleicher Breite Stockwerk an Stockwerk reiht und die sich plötzlich in's Nichts verliert, nur die breite in sich selbst ruhende Selbstgenügsamkeit des Chinesen aus. Solche nationalen architectonischen Formen sind gewiß das Spiegelbild innerer Characterzüge des Volkes.

Zu den an den Füßen zusammengebundenen Rebellen-Leichen kamen im Laufe des Tages mehr und

mehr hinzu; sie kamen zu zwei, zu drei, auch wohl einzeln den Strom herab. Wir zählten sie nicht — wer denkt daran? — aber als wir Abends zu Anker gingen, waren wir einstimmig der Ansicht, daß allein die Zahl derjenigen, die wir gesehen, 4—500 betragen müsse. Zugleich hörten wir bis spät in die Nacht hinein Kanonendonner und wir wußten nun, daß vor uns eine Schlacht geschlagen oder eine Festung gestürmt sein müsse. Kaiserliche und Rebellen machen sich die festen Plätze an den Ufern des Yangtsekiang abwechselnd streitig; jetzt schien es, als ob die Kaiserlichen an einigen Plätzen das Uebergewicht gewonnen hätten.

Es war mir aufbewahrt, ein Stück der blutigen Kriegsarbeit noch mit eigenen Augen zu sehen. Am nächsten Morgen mit Tagesgrauen begann der Kanonendonner von Neuem und wurde in jedem Augenblicke stärker, da wir ihm näher kamen. Gegen 8 Uhr des Morgens sahen wir eine Wolke von Pulverdampf über einem niedrigen Felsrücken schweben und das Terrain des Kampfes lag vor uns. Die befestigte Stadt Huangtschau liegt auf einer spitzzulaufenden Landzunge, die durch den Yangtsekiang und einen Nebenfluß desselben gebildet wird; diese Landzunge ist der felsige Ausläufer eines Gebirgszuges, der von da ab allmälig aufsteigend eine Höhe von 900—1000 Fuß

erreicht. Die Stadt ist demnach zu Lande nur von einer Seite zugänglich, dagegen dem Angriffe zu Wasser in zwei langen Linien offen ausgesetzt; sie war gegenwärtig von den Rebellen besetzt und die Kaiserlichen waren die Angreifer. Blutige Arbeit muß in den Tagen vorher schon geschehn sein; die kaiserliche Fluß-Flotille garnirt die Ufer, auf der Spitze der Landzunge sind, soweit ich es vom Schiffe aus übersehen kann, drei große kaiserliche Lager aufgeschlagen, und von einem abgesonderten Kastell nach der Landseite zu wehen ebenfalls die kaiserlichen Fahnen. Dieses Kastell beherrscht die Stadt und von dort aus wird auch augenscheinlich die heftigste Kanonade unterhalten. Das Schicksal der Stadt liegt klar auf der Hand. Seit lange belagert, vollständig cernirt, muß die Bevölkerung dem Hungertode erliegen, wenn sie nicht unter dem Schwerdt der Stürmenden fällt; nur diese beiden Wege aus dem Leben stehen ihnen offen, denn für das Leben selbst haben sie keine Hoffnung, keine Aussicht mehr. Bei europäischer Kriegsführung würden noch manche Auswege offen stehen: die Capitulation unter ehrenvollen Bedingungen, wenigstens unter rettenden Bedingungen, die Großmuth und die Schonung des Siegers selbst nach dem Sturme, die Gefangennahme. Von alle dem ist in China keine Rede. Sobald der Feind naht, flieht Alles, was zur

Vertheidigung der Stadt unfähig oder überflüssig ist; sie wird eine Soldaten-Colonie. Von Capituliren ist keine Rede, denn jeder Theil weiß, daß der andere die Bedingungen des Vertrages nicht halten würde; wie denn überhaupt der Chinese in dem „Vertrage“ niemals eine moralische Verbindlichkeit erkennt; er hält ihn nur, wenn eine stärkere, über den Parteien stehende Gewalt ihn dazu zwingt. Nirgends ist das vae victis schrecklicher als in China. Darum vertheidigen sich die Belagerten meist tapfer, sie wissen, ihr Leben hängt davon ab; sobald sie sich aber für besiegt erachten, ergreift sie der panische Schrecken, sie werfen die Waffen von sich und lassen sich wehrlos schlachten. Darum sind diese Kriege so aufreibend für die Bevölkerung, — die tiefste Wunde, die einem Lande geschlagen werden kann. Im Uebrigen glaube ich, daß diese Art der Kriegführung, die sich allein auf Angriff und Vertheidigung hinter Städte-Mauern beschränkt, die einzig übliche in China ist. Die offene Feldschlacht und die dazu nöthige Taktik ist den Rebellen wenigstens zweifelsohne unbekannt.

Der nordöstliche Theil der Stadt ist wohl seit gestern in Besitz der Belagerer; während wir langsam in geziemender Entfernung vom Ufer aufwärts dampfen, sind auf der zerstörten Umfassungs-Mauer Belagerungs-Geschütze in Position gebracht und wirken nun

vereinigt mit den Kanonen des Kastells auf den Rest der Stadt. Ueber die Mauer hinüber strömen nun auf drei verschiedenen Punkten mit fliegenden Fahnen die kaiserlichen Soldaten; sie finden keinen Widerstand, denn die Mauern sind längst verlassen; ein weiter Zwischenraum trennt sie noch von der eigentlichen Stadt, groß genug, um eine offene Schlacht darauf zu liefern, aber vom Feinde ist nichts zu sehen; ich denke, er sitzt gemüthlich in den Häusern der Stadt, übt Selbstmord oder erwartet sein Schicksal, denn daß es kommen muß und unabweisbar ist, hat er begriffen. Jetzt schweigen die Kanonen auf beiden Seiten, eine dicke Pulverwolke liegt über der Stadt, wir runden um einen Felsen=Vorsprung und das Bild liegt hinter uns; die Stadt ist genommen, das Morden hat begonnen. Tausende, welche die Mutter Sonne heute früh noch lebend begrüßt hat, wird sie im Laufe der nächsten Tage nur den Weg abwärts zum Meere beleuchten, wenn sie verstümmelt und zusammengebunden den großen Strom hinunterschwimmen.

Da ist es ordentlich erquicklich, den kleinen Heldenkampf zu sehen, der dort auf der anderen Seite des Stromes vollführt wird. Ein Kanonenboot aus der Rebellen=Flotille hat sich durch irgend einen Zufall oder in allzugroßer Kühnheit in's kaiserliche Gebiet verirrt; eine kaiserliche Dschunke hat es angegriffen,

aber der wackere Bursche wehrt sich tapfer, er erwidert Schuß auf Schuß und wir bewundern die Präcision, mit der beide Parteien vorbeischießen. Sobald eine Kugel trifft, ist das Schicksal des Bootes natürlich entschieden; wo die Kugel auch einschlagen mag, das Boot ist immer verloren. Jetzt kommen zwei kaiserliche Boote mehr den Strom herauf, und die Kugeln regnen um den armen Rebellen; doch er schießt unverdrossen, er zerschmettert einem der Feinde das Steuerruder, aber zu gleicher Zeit erhält er von anderer Seite eine tödtliche Wunde. Das Boot legt sich auf die Seite, bald ist es gesunken, nur der Stern des Schiffes taucht ab und zu noch auf. Was aus seinen Vertheidigern geworden ist, konnten wir nicht mehr unterscheiden, die Gruppe war zu schnell stromab getrieben; jedenfalls aber haben sie ihren letzten Kampf gekämpft.

Der Strom bietet heute ein lebendigeres Aussehen dar, als an allen vorhergehenden Tagen; weiße Segel, wohin das Auge blickt; Kriegs- und Handels-Dschunken in buntem Gemenge. Alles verräth, daß wir uns einem großen Platze nähern; die Ortschaften an den Ufern mehren sich von Meile zu Meile, und in der That, bald haben wir die ersten Häuser von Hankau erreicht, die sich auf schmaler Landzunge inmitten der überfluthenden Gewässer etwa 1—1½ Meilen weit

am linken Ufer des Yangtsekiang entlang erstrecken, bis der Fluß Han im rechten Winkel hineinfällt und die Häuser der Stadt nun an seinem Ufer fortführt. Wir versuchen, in den Han hineinzudampfen, aber die Strömung ist zu stark und der Fluß wimmelt von kleinen Fahrzeugen, so daß wir gezwungen sind, draußen im Yangtsekiang zu bleiben und zwischen den drei Städten Hankau, Hanyang und Wutschau Anker zu werfen. Wir waren seit 12 Tagen von Shangai fort und nach Abzug der 2 Tage in Nanking 10 Tage unter Dampf gewesen.

Sehnsüchtig und in stiller Verzweiflung richtete ich mein Augenglas am nächsten Morgen auf das vor mir liegende Häuser-Meer von Hankan und Hanyang. Wo sollte ich mein Haupt niederlegen? Ein Gasthof war noch nicht vorhanden und von den dortigen Ansiedlern mir Niemand bekannt. Ich war zwar nicht in Verlegenheit, denn der liebenswürdige Capitain hatte mich ersucht, das Schiff während meines Aufenthaltes als meine Heimath und Wohnung zu betrachten und sein Gast zu sein. Indessen ich habe es nie geliebt, im Hafen an Bord zu wohnen; es ist unendlich zeitraubend und hindert an der Ausführung manches guten Vorsatzes. Ich war daher angenehm überrascht, als mich unvermuthet ein Canton-Chinese ansprach und mir die Karte und eine Einladung seines

Herrn überbrachte. Ein junger Deutscher, den ich in Shangai kennen gelernt, und der meine Ankunft erfahren hatte, war so freundlich, mir seine Behausung und seinen Tisch zur Benutzung anzubieten. So zog ich in Hankau ein.

IV.

Hankau.

Mein erster Tag in Hankau war ein regnerischer und kalter Tag; es war nicht daran zu denken, irgend einen Ausflug zu machen und ich mußte mich darauf beschränken, einige Besuche abzustatten, die für mich schon deshalb von Wichtigkeit waren, weil ich hoffen durfte, Einiges über die Gegenden zu erfahren, die von hier aus weiterer Erforschung offen standen und über die Mittel und Wege die dabei einzuschlagen. Ich war freudig überrascht, meinen früheren liebenswürdigen Gastfreund aus Shangai, Herrn E. Oppert, den ich schon auf der Heimreise nach Shangai wähnte, noch hier anzutreffen. Das Thermometer meiner Erwartungen aber sank schon an diesem ersten Tage bedeutend; meine Hoffnungen erlitten eine Abkühlung, die mich in äußerst üble Stimmung versetzte. Einige der angesiedelten Kaufleute waren seit 5—6, die meisten seit etwa 3 Monaten hier anwesend, aber Nie=

mand hatte natürlich, von der Einrichtung und Führung seiner Geschäfte in Anspruch genommen, Zeit und Gelegenheit gehabt, sich weiter in's Land hineinzuwagen. Was sie von Hörensagen und durch die Vermittelung ihrer chinesischen Compradore wußten, war im höchsten Grade entmuthigend. Eine durch langen Bürgerkrieg, durch die Ueberschwemmung und die dadurch hervorgerufene Noth des letzten Jahres verwilderte Landbevölkerung, der häufige Wechsel zwischen kaiserlichen und Rebellen-Gebiet, die Unmöglichkeit einen irgend nutzbaren Dollmetscher zu gewinnen, Alles das mußte mir die Ueberzeugung aufdringen, daß weitere Ausflüge völlig fruchtlose Wagestücke sein würden, deren etwaiger Gewinn in keinem Verhältnisse zu dem Risko stände.

Man rühmt es zwar als etwas Ehrenwerthes, wenn Jemand seinem Geschäfte mit Leib und Seele zugethan ist und seine Person demselben pflichtgetreu zum Opfer bringt; aber wenn dies Geschäft Geldmachen und nichts als Geldmachen ist, wenn darüber aller Comfort des gebildeten Lebens, alle Gemeinschaft mit der geistigen Bewegung der Welt geopfert werden muß, so dünkt mich, liegt doch etwas unendlich Trauriges darin. Ob nun die europäischen und amerikanischen Residenten in Hankau das Traurige in ihrer Lage begriffen und fühlten, vermag ich nicht zu sagen; ich

weiß nur soviel, daß mein Mitleid auf das stärkste erregt war. Auf hühner-stiegen-artigen Treppen steigen sie zu ihren Wohnungen herauf, der Fußboden, der aus dünnen, oft morschen Brettern besteht, wankt unter ihren Füßen und das ganze obere Stockwerk erdröhnt, durch das Dach träufelt der Regen, durch die Papierfenster heult der Wind. Sie wohnen nicht wie dies in allen übrigen Hafenstädten der Fall ist, in gesonderten Etablissements, sondern über die ganze große Stadt weitläufig zerstreut; jeder sitzt wie eine Schnecke in seinem Hause; Leute, die sich in Shangai ganz gut gekannt und mit einander verkehrt haben, sind sich hier noch niemals weder absichtlich noch zufällig begegnet! Der Gedanke, Geld, viel Geld in kürzester Zeit zu machen, liegt fieberhaft auf jedem Gesichte; jedes andere Lebensziel ist vor ihrem Blicke verschwunden. Die Scenerie, die mich umgab, die Situation, in der ich mich befand, die Menschen, die ich sah., — Alles machte einen unheimlichen Eindruck auf mich, und als ich mich Abends in dreifache wollene Decken hüllte und doch durch den eindringenden kalten Wind bis in's Innerste erkältet war, faßte ich halb und halb den Entschluß, am nächsten Morgen wieder meine Cabine im Schiffe zu beziehen; ich entschlief endlich, indem ich Variationen dachte über das Horazische: „Quid non mortalia pectora cogis auri sacra fames?“

Am andern Morgen indessen war ein Umschwung in der Witterung eingetreten, der Nord-Ostwind hatte sich gelegt, und die Sonne schien wohlthuend warm. Mein erstes Gefühl war, meinen Wanderstab zu ergreifen, ein Boot zu besteigen und mich den Han hinaufrudern zu lassen. Jenseits desselben, im Rücken der Stadt Hanyang erhebt sich ein vereinzelter Grat, dessen Kamm mit einer Mauer und einigen Befestigungen gekrönt ist. Von hier aus mußte man die Gegend weithin übersehen können, und eine räumliche Uebersicht war das erste, was ich gewinnen wollte. Ich ließ daher etwa eine Stunde aufwärts rudern, ein mühseliges Werk gegen den starken Strom und zwischen den unzähligen Dschunken hindurch, die hinauf und herunter gingen. Den steinigen mit Gras und Moos bewachsenen Felsen, an dessen Abhange einzelne verfallene Gräber liegen, hinaufklimmend, sammelte ich einige Sämereien mir unbekannter Pflanzen, während mein Diener alte Grabsteine umkehrte und nach Käfern und Gewürm für mein Spiritus-Fläschchen umherstöberte. Auf dem Rücken des Berges fand ich denn, was ich suchte, einen vollständigen Ueberblick. Der Bergkamm selbst, auf dem ich stehe, ist so sonderbar geformt, so schmal in seiner Basis, messerförmig aufsteigend, daß man versucht sein könnte, ihn für ein künstliches Produkt zu halten, wenn nicht die mächti-

gen Geschiebe von rothem Sandstein zu meinen Füßen eine mächtigere Schöpferhand verriethen als die des Menschen. Unmittelbar an den Felsrücken sich anlehnend und zwischen ihm und dem Flusse Han breiten sich zwischen Schutthaufen die zerstreuten Ueberreste der Stadt Hanyang aus. Jenseits des Han zieht sich in langem Streifen das Häuser-Meer von Hankau hin; es ist ein compakter stehen gebliebener Theil der alten Stadt; drüben auf der anderen Seite, durch den breiten Yangtsekiang getrennt lehnt sich an eine Berggruppe malerisch gelegen die Stadt Wutschau, genannt „die Mandarinen-Stadt," denn sie ist der Sitz der höchsten Behörden zweier Provinzen; hier residirt der Vice-König von Hupe und Honan.

Der bekannte französische Reisende, Missionar Pater Huc, der auf seinem Wege von der Tartarei nach Canton diese Gegend passirte, schätzte damals (vor etwa 15 Jahren) die Bevölkerung dieser drei Städte auf die ungeheure Summe von acht Millionen Einwohnern. Ich habe die Angaben des Pater Huc, wenn er es auch liebt, seine Schilderungen in französischer Manier mit etwas lebhaften Farben zu coloriren, doch im Ganzen korrekter und lehrreicher gefunden, als die irgend eines andern Reisenden. Ob die Summe von acht Millionen nicht für alle Fälle zu hoch gegriffen war, lasse ich dahingestellt sein; darüber heute

zu urtheilen fehlt es an jedem Anhalt; denn heute bezweifle ich, daß diese Städte-Trias mehr als 800,000 Einwohner hat, in keinem Falle aber hat sie mehr als eine Million. Nun muß man aber wissen, daß Hankau und Hanyang in den letzten 7—8 Jahren acht Mal erobert sind; vier Mal von den Rebellen, und vier Mal zurückgewonnen von den Kaiserlichen. Jedes Mal von Freund und Feind geplündert, gebrandschatzt und theilweise zerstört, muß uns selbst der übrig gebliebene Rest noch imponiren. Der Anblick einer chinesischen Stadt aus der Vogel-Perspective ist etwas abweichend von dem Anblick euopäischer Städte. Die Dächer der Häuser sind zwar ebenso construirt und fallen unter demselben Winkel als die deutschen Dächer, aber die Giebel der Häuser sind bis an's Dach herauf mit terrassenmäßig abfallenden weißgestrichenen Mauern verkleidet, so daß das Auge überall auf grade Linien und rechte Winkel fällt; dies füllt das Bild und erhöht den Eindruck der Größe. Links von mir nach Osten hin erstreckt sich ein Stück hügeliges Land, das wüst und unbebaut zu liegen scheint, und das wir später noch näher betrachten werden, dann aber dahinter und rund umher Wasser, — so weit das Auge reicht Wasser, aus dem nur einzelne Bauerngehöfte nackt heraustauchen. Es ist Alles überschwemmt, und ich schäme mich nicht der tiefen Trauer, die durch

meine Seele geht, wenn ich bedenke, was hier in den letzten Jahren gelitten ist.

Während ich so den Grat entlang in Gedanken versunken dem Westende zuwandle, sehe ich auf der eingestürzten oder zusammengeschossenen Mauer eines kleinen Kastells zwei Chinesen sitzen, deren Physiognomieen mich frappiren. Ich denke eben bei mir, wenn man den charakteristischen Kopf des Einen mit dem vollen dunklen Schnurrbart und dem langen Henry-quatre auf eine Zouaven-Uniform steckte, daß Niemand den verkleideten Chinesen muthmaßen würde; in demselben Augenblicke, da ich zweifelnd und prüfend stehen bleibe, tönt mir ein fröhliches „bon jour, Monsieur" entgegen. Ich setze mich auf einen Stein neben die Männer, nachdem wir Hände geschüttelt und ich befinde mich in der Gesellschaft von katholischen Missionären, der Eine ein Franzose, der Andere ein Spanier. Beide sind seit etwa 13 Jahren in China und der Franzose seit zehn Jahren in Hankau oder den umliegenden Provinzen. Sie haben, wie es die katholischen Missionäre häufig thun, Tracht und Lebensweise der Chinesen vollständig angenommen und sprechen die Landessprache fließend. Die beweglicheren Söhne des katholischen Südens finden sich leichter in die Sitten und die Lebensweise anderer Nationen, als der kalte, steife Nordländer; der Engländer bleibt überall

bis an sein seliges Ende Engländer mit engen Beinkleidern und steifen Vatermördern, ißt beefsteak, mutton-chop, mix-pikles und trinkt dazu Porter und Ale.

Die meisten Reisenden würden, namentlich wenn sie neue Reisende sind, dies Zusammentreffen als ein äußerst wichtiges und interessantes betrachtet haben; in ihrem Geiste wären Träume von reicher Ausbeute aufgetaucht, die aus wissenschaftlich gebildeten Männern, die so lange im Lande sind, unfehlbar zu ziehn sein sollten. Mir, der ich schon oft genug in dieser Beziehung empfindlich getäuscht war, erweckte das Begegniß nur das angenehme Gefühl, das wir stets empfinden, wenn wir inmitten einer fremden Welt auf europäische Landsleute stoßen. Es giebt, und darüber ist hier draußen nur eine Stimme, kein überflüssigeres Institut, als diese Missionäre. Wenn man wie ich ihr nutzloses Treiben an allen Enden China's beobachtet, wenn man die Ueberzeugung hat gewinnen müssen, daß sie weder der christlichen Religion noch der Wissenschaft nutzen, so ist es erlaubt, Grimm darüber zu empfinden, daß manche Wittwe daheim einen sauer erworbenen Sparpfennig für das Seelenheil der im finsteren Heidenthum befangenen Chinesen opfert. Mag die Wittwe die Versicherung hinnehmen, daß von dem Seelenheil, das sie damit zu erkaufen gedenkt, auf die armen aber hartnäckigen Chinesen

nichts herabströmt, aber daß mancher Missionär, ohne auch nur einen einzigen Proselyten zu machen, in rechter Behaglichkeit und in dolce far niente seine Tage von der Summe dieser Pfennige dahinbringt. Ich leugne, daß es unter den Chinesen bis jetzt einen einzigen Christen giebt, d. h. einen solchen, der die christliche Lehre begriffen, dem die christlich-sociale Anschauung in Fleisch und Blut übergegangen ist. Ich weiß, daß in Canton und Shangai kleine Christen-Gemeinden existiren, aber man weiß auch, wie ihr Christenthum entstanden ist, und was es bedeutet. Die Resultate dieser Seite ihrer Thätigkeit sind gleich Null; aber wenn ich gleich Vielen von ihnen geradezu Unehrlichkeit vorwerfen muß, das heißt die Unehrlichkeit, die darin besteht, daß sie trotz der gewonnenen besseren Ueberzeugung von ihrer Nutzlosigkeit dennoch fortfahren, das Geld der Wittwe in ihre Tasche zu stecken, so bin ich doch gern bereit, ehrenvolle Ausnahmen anzuerkennen, das heißt zuzugestehen, daß es auch Männer unter ihnen giebt, welche mit Eifer ihren Berufspflichten obliegen, weil sie zu beschränkt sind, die Nutzlosigkeit derselben einzusehen. Alle gemeinschaftlich aber trifft der Vorwurf, daß Natur und Wissenschaft ein Buch mit sieben Siegeln für sie sind, das sie mit heiliger Scheu betrachten. Und Keiner hat wie sie die Gelegenheit gehabt, einzudringen in

die Verhältnisse des Ackerbau's, des Handels, der Industrie!

„Meine Herren, wendete ich mich nach einigen Minuten allgemeinen Gesprächs an die neuen Bekannten, — Sie sehen dort unten zu unseren Füßen eine mächtige Stadt und Alles spricht dafür, daß sie einst bessere Tage gesehen hat und sehr viel größer und volkreicher war, als jetzt. Ich habe mich schon auf Reisen in meinem Vaterlande daran gewöhnt, wenn ich an irgend einen bedeutenden Ort komme, zu fragen: Welches waren die Bedingungen, unter denen dieser Ort entstanden und groß geworden ist, welches sind die Bedingungen seiner heutigen Existenz? Eine große Stadt wird nicht durch den einmüthigen, übereinstimmenden Willen einer Nation erbaut; sie entsteht und wächst aus natürlichen Quellen; geradeso wie aus tausend kleinen Quellen der Bach, aus hunderten von Bächen der Fluß und aus dem Zusammenströmen von Flüssen der große Strom entsteht, so wird eine große Stadt. Was dort das mechanische Gesetz der Schwere ist, dem jeder Wassertropfen folgen muß, das ist hier das gesellschaftliche Gesetz des Interesse. Nun, meine Herren, es interessirt mich auf's Höchste, den Quellen nachzuspüren, aus denen so große Städte, die Knotenpunkte des Handels und Verkehrs hervorgegangen sind. Die Kaufleute dort

unten verstehen mich nicht und können oder wollen mir nichts sagen; sie können nicht begreifen, daß ich etwas anderes erforschen will, als die Preise dieser oder jener Waare; sie können nicht begreifen, daß man am Handel ein wissenschaftliches Interesse nehmen kann. Eh bien! Sie sind jedenfalls besser unterrichtet und verstehen meine Intentionen besser zu würdigen; ich wende mich daher an Sie! Par exemple! Als ich heute den Strom herauffuhr begegnete ich zahlreichen Dschunken mit Oel, mit Papier und mit Thee. Wovon ist das Oel gemacht? Ist es Baumöl oder Rapsöl, und aus welcher Provinz mag es wohl kommen? „Ah, Monsieur, je vous assure, ce me sont des choses etrangères!“ — Aber Sie werden doch wenigstens wissen, ob das Papier hier oder wo es fabricirt wird? „Oh, Monsieur, je n'ai vu jamais quelque chose comme cela!“ Englische Missionaire hatten mir oft genug bei ähnlichen Fragen ganz entsprechend geantwortet: „I am sure I do'nt know“, oder „Well Sir, I am rather a stranger to such things!“ In dieser naiven Unbefangenheit bilden die Missionare aller Nationen und aller Religionen eine geschlossene einheitliche Brüderschaft; wahrlich, ihr Reich ist nicht von dieser Welt, und womit sie die andere verdienen wollen ist mir unklar.

Nachdem ich mich bei den patribus e societate Jesu höflichst für die erhaltene Auskunft bedankt hatte, setzte ich meinen Weg den Bergkamm aufwärts fort, und stieg an seinem östlichen Abhange in die Stadt Hanyang hinab. Diese zum größten Theil zerstörte Stadt ist gegenwärtig nur der Sitz äußerster Armuth, die in zerstreuten Hütten wohnt; ich eilte daher, wieder über den Fluß zu kommen und mich in Hankan umzusehen. Der Eindruck der Stadt ist trotz der erlittenen Drangsale ein reicher und solider; die wenigen guten Straßen, welche jede chinesische Stadt von größerer Ausdehnung aufzuweisen hat, machen mit ihren reichverzierten farbigen Schildern stets diesen Eindruck. Zuerst spannen sich über die enge Straße hinüber von Haus zu Haus Schilder wie kleine Brücken; dann hängen von den Giebel-Vorsprüngen der Häuser Tafeln von 8—12 Fuß Länge und etwa 1 Fuß Breite herab, schwarz roth oder weiß, die großen fantastischen chinesischen Buchstaben darauf fast immer in Gold oder Roth. Nimmt man dazu, was gleichmäßig für alle südlichen Gegenden characteristisch ist, daß die Läden nicht wie im Norden durch Thüren und Fenster von der Straße abgeschlossen, sondern mit ihrem ganzen Inhalte dem Blicke des Vorübergehenden blosgestellt sind und gleichsam einen Theil der Straße bilden, so begreift sich, wie viel bunter

und lebhafter das Bild einer solchen chinesischen Straße ist. Die bei weitem größeste Zahl der Läden bilden die Schnittwaren-, die Papier- und die Pelz-Läden. Das häufige Vorkommen der letzteren läßt darauf schließen, daß es hier im Winter recht kalt sein muß. Freilich müssen wir dabei nicht unseren Maßstab von Kälte anlegen; aber der Chinese ist gegen Kälte und Nässe äußerst empfindlich und da er weder Ofen noch Kamin besitzt, so bleibt ihm kein anderes Mittel, sich gegen die steigende Kälte zu schützen als durch wärmere Kleidung. Man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß sie mit jedem Kältegrad mehr auch ein Kleidungsstück mehr anlegen; darunter ist jedenfalls selbst bei dem ärmsten Kuli mindestens ein Pelz; reiche Chinesen tragen deren 3—4 übereinander; es entstehen dadurch im Winter äußerst corpulente Figuren, und namentlich sehen die an und für sich fast immer sehr wohlgenährten Kinder wie kleine Kugeln aus. Der gemeine Mann trägt nun gewöhnlich Hunde- oder Ziegenpelz; das unter den besseren Gesellschafts-Klassen bei weitem verbreitetste Pelzwerk ist das Fell des grauen und graubraunen sibirischen Eichhörnchens oder Eichkätzchens. Dieses Pelzwerk gehört nicht zu den feinsten, aber es ist für alle Fälle anständig; feinere Pelze liefert das Geschlecht der Füchse, und man sieht deren in allen Schattirungen vom rothen,

vom gelben silberspitzigen bis zum weißen herauf; zu den theuersten aber gehören feine Pelze von ungeborenen Lämmern mit so feinem Locken-Gekräusel, wie ich es nie bei uns gesehen habe; eine große Menge pelztragender Thiere bis hinauf zum Hermelin liefert ihren Tribut in größester Mannigfaltigkeit. Was mir indessen mehr imponirte als die Pelze selbst, war die Arbeit daran. Es ist unglaublich, welche feine Stück- und Flick-Arbeit sie daraus machen; sie erzeugen dadurch die sonderbarsten Desseins und Schattirungen und erwecken die Vorstellung von merkwürdigen Fantasie-Thieren. Zeichnung und Schattirung ist hier auch wichtiger als bei uns, da der Chinese das Pelzwerk meistentheils nach außen gekehrt trägt. Ich habe Pelze gesehen, deren innere Seite eine einzige große, wirr durcheinander geschlungene Nath war; diese Pelze sind indessen theuer und da sie außerdem gewöhnlich von geringeren Sorten hergestellt werden, widerstand ich männlich dem Kitzel, etwas davon zu erstehen. Ich zog es doch vor, mich an das solide Material zu halten.

Was die Physiognomie der Straße in Hankau von allen anderen Städten unterscheidet, die ich bisher gesehen, ist eine Einrichtung, die bei den blendenden und heißen Sonnenstrahlen während der Sommer-Monate äußerst weise und wohlthätig ist. Die

Straßen sind sämmtlich bedeckt; auf Latten, welche quer über die Straße von Giebel zu Giebel gelegt sind, ruhen schmale Bretter, immer einen kleinen Zwischenraum von ein bis zwei Zollen dem Durchbruch des Lichtes gewährend. Dadurch wird ein eigenthümliches geheimnißvolles Halbdunkel erzeugt, das namentlich zur Mittagszeit, wenn die Sonne hoch steht und ihre Strahlen durch die Zwischenräume tief hinunter auf die in allen Farben glitzernden Schilder wirft, das ganze Bild noch reicher und bunter erscheinen läßt. In der ersten Stunde des Abends aber gleicht es vollständig einem Weihnachtsmarkte in einer größeren deutschen Stadt. Etwa bis 7 Uhr bleiben die Läden geöffnet und werden durch eine Reihe farbiger und bemalter Papier-Laternen beleuchtet; wenn man aus dem dunklen Vorflur seines Hongs in die Straße hinaustritt, ist der Eindruck ein wahrhaft zauberischer. Um 7 Uhr werden die Läden geschlossen und die Straße nimmt einen auffallend verschiedenen Character an. Während des Tages ist die enge Straße durch eine Menge kleiner Tische, die zu beiden Seiten aufgestellt sind, noch mehr verengt; es sind unsere Krambuden mit allerhand Flitterstaat, falschen Juwelen, Ringen, Haarputz für Frauen u. s. w. Auch diese verschwinden mit dem Abend und machen einer anderen Generation von Speculanten Platz.

kleine Garküchen erscheinen, und an Bastfäden aufgereiht zeigen sich im mystischen Halbdunkel einer Laterne gebratene Hühner; in Porcellain-Schalen schwimmen in fetter Sauçe Enten und Schweine-Rippchen und der Rest des Tisches ist mit kleinen Schalen von Kohl in verschiedener Form und verschiedener Zubereitung angefüllt. Um diese Tische sieht man beständig 3—4 chinesische Gentlemen von zweifelhaftem Character ihre lucullischen Leidenschaften befriedigen. Man hat von der chinesischen Küche so viele Wunderdinge berichtet und es ist ist die Vorstellung davon erweckt worden, als ob die Hauptnahrung der Chinesen aus Hunden, Katzen, Ratten, Fröschen und Blutegeln bestehe. Ich muß bemerken, daß ich nur ein einziges Mal in einer großen Stadt im Innern oberhalb Ningpo, in einer Garküche aufgespießte Frösche gesehen habe; von allen anderen Thieren habe ich niemals eine Spur gesehen, welche die Vermuthung rechtfertigte, daß diese Thiere überhaupt gegessen werden. Nichts destoweniger kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es geschieht; alle Reisebeschreiber versichern es übereinstimmend, und auch mancher glaubwürdige Mann, der hier draußen ansässig ist, bestätigt es, jedoch in einer Weise, aus der ich den Schluß gezogen habe, daß es bisweilen, jedenfalls aber in sehr beschränktem Maßstabe geschehen

mag. Ich glaube sogar, daß es nicht häufiger vorkommen mag, als in Europa. Daß in einigen Ländern Europa's Frösche und zwar als Delicatesse gegessen werden, ist eine bekannte Thatsache, und ich denke, daß die Geschichten von gestohlenen Hunden und Katzen, welche in die Wurst-Fabriken wandern, daheim populär genug sind. Ich selbst erlebte einst folgenden Fall. Ich hatte auf meinem Felde einen tollen Hund erschossen und ließ ihn von in der Nähe befindlichen Arbeitern 3—4 Fuß tief in die Erde vergraben. Am folgenden Morgen fand sich die heilige Grabstätte verletzt und der tolle Hund hatte eine Auferstehung gefeiert; Nachforschungen ergaben, daß einer meiner Ackerknechte sich ein vortreffliches Abendbrod daraus bereitet hatte und, nebenbei gesagt, niemals die geringsten Beschwerden davon verspürte. Wenn ein chinesischer Reisender nach Deutschland gekommen wäre, und ich hätte ihm die Geschichte zufällig erzählt, so würde er ohne Zweifel seinen Landsleuten erzählt haben: „Wie arm und gefräßig dieses Volk ist, geht daraus hervor, daß sie häufig tolle Hunde verzehren; wir essen doch nur Hunde, die Deutschen aber gar tolle Hunde!" Ein zweiter Reisender, der ohne etwas davon gewahr zu werden, doch ein getreuer Nachtreter in den Fußtapfen seines Vorgängers ist, würde schon sagen: „die Hauptnah-

rung der Deutschen sind tolle Hunde.“ Ein Dritter würde vielleicht noch weiter gehen und der Welt verkünden: „Die Deutschen sind so raffinirt im Genuß, daß sie Hunde künstlich toll machen, sie eine Nacht in der Erde vergraben und dann zur Speise zubereiten.“ Dies ist wenigstens genau der Weg, auf welchem durch unsere Reisenden zahlreiche Märchen über China entstanden und verbreitet sind. Die chinesischen Garküchen sind im Ganzen für unsere Sinne nicht ansprechend; der Zwiebel-, Fett- und Oelgeruch machen sie unangenehm, und das Auge ist durch den Umstand verletzt, daß Küche und Speisesaal stets in demselben Raume sind; dennoch liegt für den Verzehrer eine gewisse Garantie darin, und ich glaube, daß mancher Mann bei uns vorziehen würde, die Restauration hungrig zu verlassen, wenn der Produktionsheerd plötzlich in den Speisesalon gerückt würde. Doch muß man allerdings zugestehen, daß der Hang zur Unreinlichkeit über die ganze chinesische Nation verbreitet ist. Bei den Reichen und Vornehmen ist er zwar mühsam und künstlich unterdrückt, aber bei genauerem Hinsehen oder längerem Zusammenleben wird selbst bei dem Vornehmsten der Schmutzfink irgendwo hervorblicken.

Noch zahlreicher als diese nächtlichen Restaurateure ist die Zunft der Wahrsager. Die Tische, an denen sie sitzen, sind von zwei Laternen erleuchtet, zwischen

denen Schaalen mit rothen Papierröllchen stehen; das sind die Schicksalstöpfe, in welche die Fragenden hineingreifen und aus denen sie ihre Loose ziehen. Der Wahrsager entrollt sie nach und nach und schreibt dann mit dem Tuschpinsel auf einer blank polirten Blechtafel einige Reihen. Das Publikum steht während dieser Zeit in ehrfurchtsvollem Schweigen um den Tisch; der Wahrsager ist mit Schreiben fertig, er stützt den Kopf in die Hand und ist in tiefes Sinnen verloren; das äußere Auge ist geschlossen, um das innere desto schärfer in die Zukunft blicken zu lassen. Dann beginnt er zu erzählen und die Erzählung mit Gestikulationen zu begleiten; das ehrfurchtsvolle Schweigen der Anwesenden verwandelt sich in ein andächtiges. Die Miene des Erzählers ist immer ernst und ausdrucksvoll, kein Zucken irgend einer Muskel verräth den Schalk, der hinter der Maske lauert. Nur einmal, als durch einen Zufall die beiden Tische zweier gegenübersitzender Wahrsager gleichzeitig leer wurden, sah ich die beiden würdigen Männer flüchtig einen verschmitzten Blick mit einander wechseln, und gedachte der allgemeinen Wahrheit des alten lateinischen Sprüchworts: „augur si augurem videt, ridet.“ Eigenthümlich ist es, daß der Inhalt dieser Wahrsagungen, so viele ich deren auch an verschiedenen Orten gesehen habe, stets ein ernster zu sein scheint, und wahrschein-

lich ist er mit delphischer Zweideutigkeit verkündigt, in welcher die Chinesen wirkliche Meister sind. Ich habe an manchen Abenden stundenlang hinter irgend einem Vorsprunge gestanden und dabei chinesische Gesichter studirt, die den meisten Reisenden wie überhaupt der ganze Charakter der Chinesen unentzifferbar erschienen sind. Ich gestehe, daß es allerdings unendlich schwierig ist, die vielfachen Widersprüche im Charakter wie im Gesichtsausdruck zu lösen, und ich für mein Theil halte mich nach achtmonatlichem Aufenthalt und Reisen in China nicht für stark genug, eine zusammenhängende und systematische Charakteristik davon geben zu können. Es giebt Verhältnisse, über die man stets erst dann schreiben sollte, wenn man das fremde Land im Rücken hat. So lange man im Lande selbst ist, üben einzelne Handlungen und Charakterzüge, die wir sehen, einen überwiegenden und darum ungerechtfertigten Einfluß auf unser Urtheil aus; erst in der Ferne wirken alle Momente gleichmäßig auf uns, und erst wenn diese Bedingung erfüllt ist, sind wir im Stande, den Stoff zu bemeistern und ein wahrheitsgetreues Bild zu liefern.

Man sagt, daß die Chinesen in ihrer äußeren Erscheinung das ausgeglichenste Volk der Erde seien, und das ist in gewissem Sinne unzweifelhaft richtig. Unabänderlich ohne die geringste Nüancirung ist die Farbe der Haare, ist Farbe und Schnitt der Augen, sind die

Geberden; dies gilt von der Mantschurei bis Canton; die Gesichter müssen wohl ebenfalls einen Eindruck der größten Aehnlichkeit mit einander machen, denn ich erinnere mich, daß es mir in der ersten Zeit meines Aufenthaltes fast ganz unmöglich war, Personen von einander zu unterscheiden. Wie dem auch sei, es war eine Uebergangsstufe und vor meinen Augen wandelt jetzt außer der Gattung, deren Zusammenhang und Uebereinstimmung nach bestimmten Gesetzen ich erkannt habe, ein Volk von Individuen, so verschiedenartig von einander als die Individuen irgend anderer Völker. Man unterscheidet sehr bald vier bis fünf verschiedene Typen mit selbstständigem Gepräge, deren eines in den verschiedenen Gegenden des großen Reiches immer prävalirt, ohne die anderen auszuschließen. Was mir nun Hankau in dieser Beziehung so interessant macht, ist der Umstand, daß ich dort den physiognomischen Schlüssel für die ganze Race fand. Wie wir eine Sanscrit-Sprache haben, welche uns der Schlüssel für alle bekannte Sprachen ist, so möchte ich sagen, daß ich hier in der Mitte des chinesischen Reiches die Sanscrit-Gesichter für alle chinesischen Einzel-Typen vorfand. Sie verschwimmen hier alle in einander und nur das geübte Auge entdeckt die leichten Differenzen. China heißt und nennt sich selbst das „Reich der Mitte“. Dieser Ausdruck ist jedoch in seiner Bezie-

hung zu anderen Nationen erst ein übertragener; das Reich der Mitte hieß ursprünglich nur dieser Theil von China in seinem Verhältnisse zu den übrigen Theilen, die vor Zeiten selbstständige Reiche waren. Von hier aus ging die allmälige Eroberung und Ausbreitung bis zu seinen gegenwärtigen Grenzen vor sich. Hier hat unzweifelhaft zuerst derjenige Stamm gelebt, der kraft der ihm innewohnenden Energie die Welt um sich her bezwang und ihr sein Gepräge aufdrückte. Daß nun bei der Verbreitung über weite Länderstrecken, bei der Kreuzung mit andern Stämmen sich die leichten Verschiedenheiten, die schon im Keime bei ihnen vorhanden waren, unter Zutritt von Klima- und Bodenveränderung, stärker markirten und weiter ausbildeten, ohne den Zusammenhang mit dem Urstamme aufzugeben, ist allen physiologischen Gesetzen conform. Daß aber hier in der Mitte des Reiches die Heimath des Chinesenthums ist, würde sich schon allein physiognomisch feststellen lassen.

Zu solchen Betrachtungen und Studien hatte ich leider Zeit genug, da mir jeder weitere Ausflug im Interesse meines engeren Berufes und der daran grenzenden Productionsverhältnisse aller Art durch die unsicheren und ungeordneten Zustände des Landes gänzlich abgeschnitten war. Ich habe in dieser Beziehung auf meinen Wanderungen in China leider überall mit

unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Hätte ich irgend eine officielle Stellung eingenommen, oder wäre unser Vertrag mit China schon in Kraft und demgemäß eine consularische Vertretung vorhanden gewesen, so hätten sich vielleicht Mittel und Wege finden lassen, weiter ins Innere vorzudringen und mit eigenen Augen einen Blick auf die Productionsverhältnisse des Landes zu werfen. In der atomistischen Stellung aber, in der ich mich augenblicklich befand, mußte ich, wenn auch mit tiefstem Widerstreben, jeden Gedanken daran aufgeben. Was ich immerhin von den Productions- und Handelsverhältnissen des Landes erfahren habe, muß ich dieser Touristen-Skizze vorenthalten, da es einen Theil einer selbstständigen Arbeit über die Handelsbewegung Chinas ausmachen soll. —

An einem sonnigen Sonntagsmorgen fuhr ich mit meinem Gastfreunde, Herrn Hagemeier aus Bremen, wieder den Han hinauf und landete oberhalb Hanyang, da wo ich von dem am ersten Tage bestiegenen Bergrücken aus das hügelige Land gesehen hatte. Es erwies sich, daß es ein Kirchhof war, ein Kirchhof von vielleicht mehr als 1000 Morgen; die Gräber darauf zählen nach Millionen. Wenn irgend etwas, so spricht die Ausdehnung dieser Ruhestätte von der einstigen Größe und von dem hohen Alter der Stadt. Auch

diese Gräber sind zum größten Theile uralt, alle schmucklos und verfallen, kaum noch kenntlich als Gräber. Wir ersteigen den höchsten Hügel dieses wellenförmigen Terrains, auf dem in rohem Style und in eben so roher Ausführung eine europäische zweistöckige Villa steht, die in jeder Etage ein Zimmer enthält. Sie gehört dem amerikanischen Consul, der sie dort aufgebaut, nachdem ihm der Gouverneur der Provinz den Hügel geschenkt hat. So roh sie auch ist, erfüllt sie doch ihren Zweck, sich Abends nach glühendem Sommertage hinausrudern, mit der frischeren Hügelluft den Blick in die freie Ferne schweifen zu lassen, und der Möglichkeit zu schlafen etwas näher zu stehen. Jetzt sitzen wir in ihrer oberen Etage, die warme Luft strömt durch die weiten offenen Fenster wohlthuend herein, und die Millionen alter todter Chinesen, die rings um uns so tief und fest schlafen, daß der Schall der Kanonen, der in den letzten 10 Jahren so oft über ihre Gräber dahingegangen ist, sie nicht zu erwecken vermochte, werden von dem leichteren Knall unserer Champagnerkorke nicht gestört werden. Requiescant in pace! Wir durchstreifen dann die Gegend nach allen Richtungen hin, finden mitunter kleine Thäler von 1 — 2 Morgen, deren Boden geebnet ist und sorgfältig cultivirt wird, ein Schicksal, dem hoffentlich allmälig die ganze jetzt so nutzlose und wüste

Fläche verfallen wird. Wenn auch ermüdet, so doch erquickt von der reinen und gesunden Luft kehren wir gegen Abend in unseren übelriechenden Hong zurück. Trotz der großen Hitze, die im Sommer dort herrscht (das Thermometer hatte im August sehr häufig auf 33 ⁰ R. gestanden und zeigte noch jetzt, fast Mitte October, 24 ⁰ im Schatten), muß die Luft in Hankau doch außerordentlich gesund sein, wenn es mir erlaubt ist, einen Schluß zu ziehen aus der großen Unzufriedenheit, welche ein seit 5 Monaten dort etablirter Arzt mit seiner Stellung aussprach.

Der nächste Tag war ein Tag der Unruhe und Besorgniß. Schon seit einigen Tagen circulirten Gerüchte, daß eine Masse von „Braven", wie die kaiserlichen Soldaten officiell heißen, nach Hankau garnisonirt sei und Straßen und Läden unsicher mache. Ich saß oben im Hong und schrieb, als mein Wirth blaß und sprachlos die Treppe heraufstürzte und eilig sein Doppelgewehr zu laden begann. Mit Mühe vermochte er mir Auskunft zu geben, daß 5 Brave unten im Comptoir erschienen seien. Sie hatten seinen zuerst friedlichen Ermahnungen, das Lokal zu verlassen, nicht Folge leisten wollen und als er Miene machte, Gewalt zu gebrauchen, hatten sie zu ihren kurzen Schwertern gegriffen. Ich nahm meinen Revolver und wir eilten Beide hinab. Beim Anblick unserer Feuerwaffen er-

griffen die Braven die Flucht bis auf die Straße, wo sich bereits eine Masse äußerst verdächtigen Gesindels angesammelt hatte, das nun von den Vertriebenen aufgeregt wurde. Das Comptoir war unterdessen der Schauplatz rohester Verwüstung geworden; Thüren, Fenster, Tische und Stühle waren zertrümmert und lagen in wilder Unordnung durcheinander. Da wir den Feind einmal auf der Straße hatten, waren wir für's Erste sicher genug; ein langer schmaler Gang trennte uns von ihnen, der mit Gewehren leicht zu vertheidigen war. Ich hielt es daher für wichtig, weitere Eventualitäten ins Auge zu fassen, entsendete einen Diener an Bord einer Lorcha, deren Capitain und Steuermann Europäer waren, und ich selbst, nachdem ich durch eine Hinterpforte die Wasserseite gewonnen, fuhr in den Yangtse hinaus, um an Bord des englischen Kanonenbootes, das hier auf Station liegt, Hülfe zu requiriren. Diese wurde mir sofort zwar bereitwillig, aber nur in geringem Grade gewährt, da ähnliche Ansprüche an diesem Tage bereits früher von drei verschiedenen Seiten erhoben worden waren, so daß nicht mehr viel Mannschaft zur Disposition stand. Ich erhielt dennoch 4 Mann Seesoldaten und als ich mit ihnen im Hong ankam, waren dort auch bereits die chinesischen Autoritäten eingetroffen und 20 — 30 Mandarinen suchten das Volk zu beruhigen

und zu zerstreuen. Dennoch wurde es Abend, ehe die Straße sich leerte und Ruhe eintrat. Solche Marodeure waren an diesem Tage in verschiedene europäische Hongs eingebrochen und hatten versucht, zu plündern oder zu erpressen. Ein Engländer war auf der Straße attaquirt und hatte schwere Kopfwunden davon getragen.

Ich hatte getreulich bis zum Abend ausgehalten und meine Pflicht als Mensch, als Landsmann und als Gast erfüllt, damit hielt ich aber den Kreis derselben für geschlossen, und da mich nichts mehr an die Stadt selbst fesselte, packte ich meine Sachen und ging an Bord der Scotland zurück. Aehnliche Scenen ohne ernstlicheren Verlauf wiederholten sich noch in den nächsten Tagen; am Tage vor meiner Abreise jedoch waren die Braven auf die andere Seite des Yangtse hinübergeschafft und hatten ein festes Lager bezogen.

Am 18. October war die Scotland klar und dampfte ohne irgend welche Vorfälle, die der Bemerkung werth wären, den Strom abwärts; das Wasser war in den letzten trockenen Wochen sehr bedeutend gefallen, ganz neue Landstriche hatten sich aus dem Wasser erhoben und sogleich hatte sich auch der Mensch wieder eingefunden, begann seine Hütte aufzurichten und das Feld zu bestellen. Die Bewohner der Niederungen, die

häufigen und verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, hängen überall mit gleicher Zähigkeit an der gefährlichen Scholle. Der reiche Boden und die durch die Ueberschwemmung herbeigeführte Düngung bezahlen immer mit reichen Zinsen rasch zurück, was das Wasser genommen. Am sechsten Tage gingen wir wieder vor Shangai zu Anker, wo wir die europäische Bevölkerung in Aufregung fanden. Die Rebellen hatten wieder einmal beliebt, in der Nähe der Stadt ihr Lager aufzuschlagen, und die Bildung eines Volontairs-Corps war im vollen Gange. Ich war froh, einen Brief vorzufinden, der mir einen schleunigen Anschluß an das Geschwader in Hongkong vorschrieb. Ich bin es herzlich müde, mich ununterbrochen in diesen unsicheren und unsauberen Verhältnissen umherzudrehen. Ich sehne mich nach klaren und reinlichen Situationen.

Hongkong.

Auf einem der großen Post- und Passagier-Dampfer der Peninsular und Oriental Steam-Company, welche die Post und Passage zwischen Shangai und Southamton vermittelt, kam ich herab nach dem Süden von China, nach dem ich mich herzlich sehnte, weil dem klimatisch Verwöhnten die 15—16° R. Wärme im Anfange des November nicht mehr genügten. Ich fuhr ihm in gehobener Stimmung entgegen, weil ich hoffen durfte, nun meine letzte Station in China zu erreichen und nach kurzem Aufenthalte einem Lande den Rücken zuzuwenden, in dem ich fast acht Monate gewandert und gelitten hatte, und das mir, so mannigfache Anregung es mir auch gegeben, doch mit jedem Tage unleidlicher geworden war.

Am 10. November und am vierten Tage der Reise dampften wir zwischen die Inseln hinein, welche den

Eingang in den Hafen von Hongkong bilden. Eine wohlthuend warme Luft strömte mir entgegen, aber von der Pracht einer tropischen Vegetation war nichts zu sehen. Rothe, schroff-felsige Insel-Berge starren uns öde und unfruchtbar auf allen Seiten entgegen. Wären aber die Gipfel dieser Berge bewaldet, die Abhänge bebaut und bewohnt, so würde ich den Hafen von Hongkong allen denjenigen vorziehen, die ich bis jetzt gesehen, selbst dem lieblichen Nangasaki, dessen Wasserfläche im Verhältniß zu der Höhe der umgebenden Berge zu klein ist; das Bild erhält dadurch bei längerer Betrachtung etwas Gedrücktes. Im Hafen von Hongkong sind alle Dimensionen größer; aber das Auge findet in dieser unfruchtbaren Wildniß nur einen einzigen Ruhepunkt, auf dem es mit Vergnügen weilt, das ist Hongkong selbst, das sich amphiteatralisch vom Ufer am Abhange eines ziemlich steilen 1800 Fuß hohen Berges hinaufzieht, und in ewigem Sonnenglanze dazuliegen scheint, der bei näherer Bekanntschaft doch recht drückend zu werden vermag. Mit Bewunderung aber muß man stets auf's Neue die Bemerkung machen, wie trefflich es die Engländer überall verstanden haben, sich die besten Häfen und die besten Positionen in fernen Ländern herauszusuchen und für sich in Beschlag zu nehmen. Dies erklärt sich daraus, daß die Leiter aller englischen Expeditionen Seeleute

waren, die mit klarem Blicke das militairische wie das merkantile Interesse zu wahren verstanden, für welches letztere jeder Engländer durch Instinkt ein natürliches Auge hat.

Hongkong ist eine europäische Stadt, welche sich nicht wie alle übrigen in China in eine chinesische Stadt hineingebaut oder daran angehängt hat, sie ist vielmehr von Grund aus eine rein europäische Schöpfung. Das von der Sonne ausgedörrte und aus unfruchtbaren Sandsteinfelsen bestehende Eiland wurde nach dem ersten chinesischen Kriege von den Engländern mit Beschlag belegt. Es lag damals wohl kein anderer Gedanke vor, als einen festen Punkt in der Nähe von Canton zu schaffen, welches zu jener Zeit der Knotenpunkt aller Beziehungen mit China war. Dieses Verhältniß hat sich seitdem wesentlich geändert, und namentlich seit die Taku-Forts vor Tientsin, welche den Schlüssel zu Peking bilden, sich in europäischen Händen befinden, und bevollmächtigte Vertreter der europäischen Mächte ihre Residenz in Peking selbst genommen haben, ist der Schwerpunkt aller diplomatischen wie kriegerischen Bewegungen nach dem Norden gefallen. Immerhin aber wird Hongkong durch seinen geräumigen und sicheren Hafen eine wohl fundamentirte Bedeutung als Flotten-Station für England behalten. Demzufolge waren die ersten Häuser, welche

auf Honkong errichtet wurden, Baracken für englische Regimenter und ein Hospital.

Bald jedoch erhob sich auf diesem militairischen Fundamente eine merkantile Bedeutung des Platzes, die man im Anfange vielleicht kaum geahnt hatte. Die Engländer haben ihr stehendes Heer niemals dazu benutzt, nach einer dogmatischen und illusorischen Machtstellung zu jagen, sie haben den kostbaren Schmuck des Kriegers niemals angelegt, um in Paraden grau zu werden und moralisch zu erlahmen, ihr Heer hat vielmehr stets eine sehr reale und aus den materiellen Bedürfnissen des Volkes herauswachsende Unterlage gehabt. So oft sie das Schwert zogen, war materiell etwas dabei zu gewinnen, und sie zogen es so oft, als etwas zu gewinnen war. Sie kämpften so lange bis sie frei waren und als sie frei waren, wurden sie reich; da sie nun reich sind, sind sie stark, sind sie ohne Zweifel die stärkste Nation der Welt; sie sind stark, nicht weil man ihr stehendes Heer fürchtet, sondern weil sie sich im Besitz von moralischen wie materiellen Besitzthümern befinden, gegen welche auf die Dauer das Schwert sich abstumpft.

Man spricht so viel von der „engherzigen englischen Krämer-Politik," aber diese Politik hat England groß, reich und glücklich gemacht. Was kann denn ein Volk mehr von seiner Regierung verlangen? Am

allerwenigsten aber scheinen mir diejenigen dazu berechtigt, welche diesen Vorwuf gewöhnlich erheben. England hat niemals und nirgends engherzig allein im Interesse seiner Staats-Angehörigen gehandelt; es hat überall die Welt für die Welt eröffnet; es hat Amerika, Afrika, Australien und Asien nicht zu englischen, sondern zu europäischen Colonieen gemacht, und Deutsche haben sich in allen Welttheilen zuerst unter englischem Schutze niedergelassen. So haben auch die Kanonen Alt-Englands in China nicht blos für England gedonnert, das Blut seiner Söhne ist auch für uns geflossen; wir genießen mit breiter Behaglichkeit und unentgeltlich alle Vortheile als ob wir geborene Engländer wären oder Theil am Kampfe genommen hätten. Zum Danke bezeichnen wir ihre Politik als engherzige Krämer-Politik.

So ist auch in Hongkong neben dem englischen Leben deutsches emporgeblüht, gleich berechtigt, gleich intensiv entwickelt, wenn auch in seiner Ausdehnung das englische noch nicht erreichend. Jedenfalls aber ist es für den deutschen Reisenden ein überaus wohlthuendes Gefühl, seine Landsleute hier aufrecht gehen zu sehen wie Männer, mercantiles wie sociales Leben in eigenthümlich deutscher Weise bewahrend und gestaltend.

Neben und zwischen die anglikanische und germa-

nische Welt hat sich die chinesische geschoben und ist in rascher Entfaltung begriffen. Was die Chinesen aus dem schönen Canton und von all den kleinen Hafenplätzen des Festlandes auf dieses unfruchtbare Eiland hinüberzieht, das ist der kraftvolle Schutz eines für Alle gleichen Gesetzes, das ist die Sicherheit des Eigenthums, die nirgends höher als in England und nirgends geringer ist als in China. Während in Japan die drollige Anschauung herrscht, die seltsamer Weise jetzt auch in deutschen Völkern aufzuleben beginnt, daß Gesetze dazu daseien, um gehalten zu werden, geht man in China viel philosophischer zu Werke. Der Regierte sagt: dies Gesetz hat ein starker Mann gegeben, weil es ihm damals nützlich war; er hat es gegeben ohne meinen Willen und gegen meinen Vortheil; was ist natürlicher und menschlicher, als daß ich mich der Gewalt und ihren Wirkungen so viel als möglich entziehe, wenn mir dies nützlich ist? Darum betrügt der Regierte den Regierenden, so oft er kann. Der Regierende seinerseits sagt: dies Gesetz hat irgend ein starker Mann vor mir gegeben, weil es ihm nützlich war; würde es nicht thöricht von mir sein, das Gesetz strenge aufrecht zu halten, wenn ich sehe, daß es mir nützlicher ist, seine Uebertretung nicht zu sehen? bin ich nicht auch ein starker Mann? — So hält er heute das Gesetz aufrecht und begünstigt morgen seine

Uebertretung, je nachdem es ihm nützlich für ihn selbst zu sein scheint. Dies naturgetreu chinesische Raisonnement ist, beiläufig gesagt, außerordentlich charakteristisch für die Verschiedenheit der chinesischen socialen Welt von der europäischen. Der chinesische Staat besteht aus lauter zusammenhangslosen politischen Atomen, er ist ein Conglomerat unorganischer Partikelchen, während das europäische Staatenleben ein organisches ist, organisch geworden durch das in jedem Individuum lebendige Bewußtsein des Staatsbürgerthums und seines organischen Zusammenhanges mit dem Ganzen.

Wo das Gesetz so wie in China von den Regierten und von den Regierenden in die Mitte genommen wird, wie etwa eine Maus, mit welcher zwei Katzen spielen, da kann voraussichtlich von dem Gesetze nicht viel übrig bleiben. Wer am meisten darunter leidet, ist der Besitzende. Dem herrschenden Mandarinen ist nur der Reiche ein Gegenstand des Interesse; er ist ihm ein nützliches und geeignetes Object, um daran seine Erpressungskunst zu üben. Denn Erpressung ist Alles im chinesischen Reich, der Begriff unserer regulären Steuern ist überhaupt nicht vorhanden, und wenn ich recht berichtet bin, fehlt auch in der Sprache das eigentlich entsprechende Wort. Die Steuern, welche sämmtlich indirekte sind, werden durchweg als Erpressungen betrachtet und bezeichnet; der Chinese

erkennt ein Recht des Staates, sie zu erheben, niemals an, er weicht seiner Meinung nach immer nur einer nicht zu bewältigenden willkürlichen Macht.

So ist es zwar erklärlich, daß sich wohlhabende Chinesen in Hongkong ansiedeln, wo ihr Eigenthum einen Schutz genießt, von dem sie bisher keine Ahnung hatten, aber es bleibt eine seltsame Thatsache, daß sie sich unter diesem Schutze keineswegs wohl und behaglich fühlen. So tief ist die Idee der Erpressung, so fest die Gewohnheit daran gewurzelt, daß sie selbst die nach festen Normen auf englischem Boden gezahlten direkten Steuern (Einkommensteuer) als eine unerträgliche Erpressung bezeichnen, als eine Betrügerei, die sie um so schmerzlicher empfinden, als ihnen hier die Gelegenheit fehlt, die Mandarinen wieder zu betrügen oder zu bestechen. *)

Die mercantile Bedeutung Hongkongs liegt indessen nicht allein in der Sicherheit des Handels und des Besitzes; sie entspringt auch aus der geographischen Lage der Insel. Daß sie den Schiffen bequemer und günstiger gelegen ist als Canton, wäre von untergeordneter, weil nur von localer Bedeutung; sie würde dadurch nur eine vortheilhafte Translocation Cantons

*) Sie bedienen sich dafür des englischen Ausdrucks squeeze, vielleicht die populärste und am weitesten in China verbreitete englische Vocabel.

geworden sein; aber der sich seit einer Reihe von Jahren immer lebhafter entwickelnde Handel mit dem Norden China's machte eine Zwischen-Station zwischen Europa und dem ferneren Bestimmungsorte der Schiffe nothwendig. Menschen und Schiffe bedürfen nach einer vier Monate langen Seereise Erholung und Reparatur, und wenn ihre Bestimmung aufwärts z. B. Shangai ist, und sie haben den milden Süd-West-Monsun verpaßt, der sie in 12—14 Tagen hinaufbringen würde, so haben sie noch eine Reise von 40 bis 50 Tagen vor sich, die sie rückwärts von Shangai bei dem stärkeren Nord-Ost-Monsun in 4—5 Tagen vollenden. Vier volle Monate waren sie unterweges von Europa; was kann in 4 Monaten nicht Alles geschehen, am Abgangs- wie am Bestimmungs-Orte! Aber nur 6 Wochen läuft ein Brief von Europa über Suez in den großen englischen Postdampfern durch das rothe und indische Meer, über Ceylon und Singapore nach Hongkong. Wenn das Schiff nach der langen Cap-Reise dort ankommt, findet der Capitain Nachrichten vor, die 2½ Monat später von Hause abgegangen sind, als er selbst. Die Verhältnisse des heimischen Marktes wie die des Bestimmungs-Ortes können sich seitdem wesentlich geändert haben, und die veränderten Conjuncturen haben vielleicht die Bestimmung von Schiff und Waare geändert. Hierin liegt

der Haupt-Moment der mercantilen Bedeutung Hongkongs, und es erklärt sich daraus, daß alle großen in China selbstständig arbeitenden Firmen einerseits gezwungen sind, Etablissements in allen geöffneten Häfen China's zu haben, andererseits daß als Hauptsitz Hongkong festgehalten wird und die intellectuelle Leitung von dort ausgeht. Rück- und vorwärts fliegen von hier aus Kauf- und Verkauf-Ordres und das Verkehrs-Bild, welches einige der größten Firmen darbieten, ist ein wahrhaft imponirendes. Als ein Beispiel davon für den vorliegenden Zweck will ich anführen, daß einige der größten Häuser, wie Dent u. Co., Jardines Matheson u. Co., neben ihren vielen anderen Dampf- und Segelschiffen sich eigene Dampfer mit enormer Maschinenkraft halten, die hauptsächlich als Schnellläufer fungiren und welche die Bestimmung haben, die regulären Postschiffe zu schlagen. Diese Dampfer erwarten in Hongkong die Ankunft der europäischen Mail, welche die letzten Notirungen für Thee und Seide von London und die für Opium von Bombay bringt. Ist in diesen Notirungen irgend etwas enthalten, was den Markt in Shangai berührt, so verläßt der Dampfer den Hafen mit den Berichten und den desfallsigen Ordres des General-Disponenten und kommt 24—48 Stunden früher in Shangai an, als die Post. Der Capitain richtet sich gern so ein,

daß er zum Abend nach Woosung, dem Cuxhaven von Shangai, vor dem Eingang in den Fluß ankommt und auf der Rhede zu Anker geht; in wichtigen Fällen bleibt er weit draußen bei den Sattle-Islands liegen und entsendet mit der Ebbe ein Boot hinein an sein Haus. Wenn das Schiff dann am nächsten Tage gemächlich hinaufdampft und vor dem Quai von Shangai Anker wirft, ist, ohne daß es Jemand von den Uebrigen ahnt, das Geschäftchen bereits gemacht und durch rechtzeitigen Kauf oder Verkauf ein Sümmchen erworben, das in Europa hinreichen würde, um einen Mann zu einem reichen Manne zu machen. Umgekehrt fliegen diese Dampfer der Post nach Europa voraus bis Koratschi oder Aden, von wo aus sie der Telegraph mit London in Verbindung setzt. Der Vortheil liegt auf der Hand. Für alle diese Operationen ist Hongkong der natürliche Knotenpunkt, und wird es wahrscheinlich auch bleiben trotz der stetig wachsenden selbstständigen Bedeutung von Shangai.

Die Insel, welche durch eine Reihe von Jahren einen jährlichen Zuschuß vom Gouvernement im Betrage von 50—60,000 Pfd. Sterling erforderte, erhält sich gegenwärtig selbst. Großartiges ist in kurzer Zeit geschaffen und mit einiger Achtung vor uns selbst müssen wir die Gewalt betrachten, welche der Mensch doch nach einigen Seiten hin über die Natur gewonnen

hat. Das öde Felsland ist in einen Park verwandelt, in welchem Paläste stehen. Schattige Promenaden, große Gras-Plätze sind diesem Felsen abgetrotzt und breiten sich von Jahr zu Jahr weiter aus, entsprechend dem Wachsthum der Colonie.

Das Klima von Hongkong ist ein nahe zu tropisches und muß in den Sommermonaten, da die Stadt durch hohe Berge selbst gegen den mildernden Süd-West-Monsun verschlossen ist, drückend heiß sein; indessen halte ich es im Ganzen doch für angenehmer und gesunder als das von Shangai, das 10—12 Meilen vom Meere entfernt in einer unabsehbaren Ebene liegt, die von Flüssen und Kanälen durchschnitten wird, die oft träge genug fließen. Die Vereinigung von Fels und Meer enthält unstreitig mehr Garantieen für Gesundheit. —

Diese Novembertage, die wir in Honkong verlebten, waren schöne Tage und werden als Glanzpunkte in unser Aller Erinnerung fortleben. Die Gastfreundschaft unserer deutschen Landsleute Niessen (Siemsen u. Co.) Brodersen (W. Pustau u. Co.) Hübner u. s. w. übte einen Zauber auf uns aus, dem Niemand widerstehen konnte. Vor Allem muß ich der Gastfreundschaft unseres dortigen Vice-Consuls, des Herrn G. Overbeck, gedenken, der sie in großartigem Maßstabe und nach orientalischer Sitte ausübte.

Canton.

Es war nicht die Sucht nach Veränderung, nicht der Wunsch, eine Stadt mehr in China zu sehen, die mich von Hongkong nach Canton trieben. Aber ich hatte in den chinesischen Läden Hongkong's eine Menge von Fabrikaten gesehen, die ich weder nach Art noch nach Vollendung in irgend einem andern Theile China's gesehen hatte, und deren Ursprung auf Canton hinwies.

So benutzte ich einen der schnellgehenden Dampfer, welche drei Mal wöchentlich die Verbindung zwischen beiden Orten in 6 bis 7 Stunden vermitteln, und dampfte an einem sonnigen Tage zwischen den Nachbarinseln Hongkong's hindurch, ein Stück über das offene Meer und dann durch die berühmte Bocca tigris hinein in die Mündung des Perlflusses.

Die Bocca tigris ist nicht ohne landschaftlichen Reiz; die gelbrothen Felsen, welche die Inseln und eine kleine Strecke des Festlandes bedecken, sehen in

ihrer Bekleidung mit den weißgetünchten Mauern und Forts, die noch seit dem letzten englisch-chinesischen Kriege halb zusammengeschossen und im Verfall daliegen, malerisch genug aus. Militairisch ist sie unzweifelhaft eine der festesten Positionen, wenn die Forts von europäischen Ingenieuren angelegt und die Kanonen von europäischen Artilleristen bedient würden. Sobald man die Bocca passirt ist, eröffnet sich vor unsern Augen eine Landschaft, die auf das Angenehmste überrascht. Wenn der Blick wochenlang ununterbrochen auf den rothen, öden und nackten Felsen geruht hat, so fliegt er jetzt mit Entzücken über die weite saftig grüne Ebene, die sich zu beiden Seiten des Flusses hindehnt. Die Ufer sind mit Dämmen umgürtet, welche gegen die Ueberschwemmung schützen, und diese breiten Dämme sind mit den malerischen Bananen (Musa) und dem schönen Mangobaume besetzt. Kleine flache Strominseln fliegen bei uns vorüber, die in Obst- und Gemüsegärten mit der üppigsten Vegetation verwandelt sind; jedes Blatt funkelt dunkel saftig im Sonnenschein; auch Gruppen von zierlichem Bambus treten auf, und von den Dämmen herab blickt träumerisch die Trauerweide, ein Lieblingsbaum der Chinesen, den sie in Uebereinstimmung mit uns die „seufzende Weide“ nennen.

Wir halten einen Augenblick bei Wampoa, einem

Vorhafen Cantons, setzen Passagiere aus, nehmen andere auf und eine halbe Stunde später befinden wir uns in einem Gedränge von Booten und Djunken, das schwer begreifen läßt, wie der Dampfer sich dazwischen durcharbeitet, ohne Dutzende von ihnen in den Grund zu bohren; indessen gehen wir glücklich und ohne einen Unfall verursacht zu haben, mitten in Canton zu Anker.

Wir befinden uns hier in Canton auf historischem Boden. Die ersten Schläge, welche das Chinesenthum von der europäischen Welt empfing, fielen hier. Wir sind seit Jahrhunderten mit China in Verbindung; aber alle unsere Beziehungen mit dem himmlischen Reiche flossen durch diesen engen Kanal, und drängten sich hier zusammen. Man glaubte, daß uns China geöffnet sei, als Canton uns offen stand; aber man gelangte bald zu der Einsicht, daß damit eigentlich weiter nichts als eine Provinz geöffnet sei. Es war weniger ein Widerwille der Chinesen gegen die rothhaarigen Barbaren, noch ein Verkennen der Vortheile, welche aus dem Verkehr mit ihnen entspringen mußten, aus denen der Widerstand gegen die Oeffnung weiterer Häfen und das starre Festhalten an Canton entsprangen, als die vermeintliche Gefahr, eine reiche Steuerquelle zu verlieren. Je weiter der Weg war, welchen die Waaren von ihren Productionsstätten zurückzulegen

hatten, desto mehr Gelegenheiten zur Steuer (zur „squeeze“) waren vorhanden, die unter allen möglichen Vorwänden wiederholt erhoben wurde. Die Controlle war dabei eine einfache und comcentrirte. Sie mögen sich gegenwärtig, wo, wenn ich nicht irre, 12 Häfen geöffnet sind und sie überall Zollämter nach englischem Muster und unter der Verwaltung von englischen Beamten in ihrem Dienste errichtet haben, eines Besseren überzeugt haben, denn die aus diesen Zollämtern fließenden Summen bilden schon gegenwärtig eine sehr beträchtliche Baar-Revenue des chinesischen Kaisers.

Wenn es nun auch unzweifelhaft ist, daß die Bewohner von Canton durch den langjährigen Umgang mit Europäern ihren Geschmack gebildet und ihren ganzen Gesichtskreis erweitert haben, so scheint es doch unzweifelhaft eine uralte Stätte feinerer Bildung gewesen zu sein. Es giebt keine Stadt in China, welche sich auch nur annähernd mit Canton vergleichen ließe sowohl in Betreff der geistigen Oberhoheit seiner Bewohner als der Feinheit und des Geschmacks seiner Producte. Es ist das chinesische Athen.

Zwei Kategorieen von Männern haben sich von Canton aus über ganz China verbreitet, der „Comprador“ und der „Boy“. Von der Stellung eines Compradors in einem chinesischen Geschäft ist es für

Europäer nicht ganz leicht, sich einen vollständigen Begriff zu schaffen. Er ist ein Factotum im Geschäft, ein nothwendiges Mittelglied zwischen dem Hause, dem er dient, und der chinesischen Geschäftswelt, er ist Rendant und Haupt-Kassirer, ist verantwortlich für Alles, was er an Zahlungsstatt angenommen hat (sei es Silber oder Papier), leistet alle Zahlungen auf Anweisung des Dirigenten, löst umlaufende Noten ein u. s. w. Dabei ist von einer Kassen-Controlle in unserem Sinne überall nicht die Rede. Monatlich oder in bestimmten Zeitabschnitten wird Abrechnung gehalten und entweder zahlt er zu oder bekommt heraus. Es geht daraus hervor, daß der Comprador nicht wie bei uns eine bestimmte ihm übergebene Kasse mit festem Ausgangspunkte zu verwalten hat, — er operirt mit seinem eigenen Vermögen. Sein Gehalt ist dabei ein wunderbar geringes und übersteigt selten 200 Dollar jährlich. Und doch ist der Comprador oft reicher als sein Herr, oft wird er reich, während sein Herr Bankerott macht; nicht als ob er ihn betrüge, wenngleich auch dieser Fall vorkommen mag, aber vermöge seiner ausgebreiteten Bekanntschaft und bei dem hohen Zinsfuße, der unter den Chinesen auf kurze Fristen herrscht, ist er im Stande, das im Kasten liegende Geld unaufhörlich arbeiten zu lassen, wobei der Zinsgewinn natürlich in seine Tasche fließt. Wo er zu

zahlen hat, macht er regelmäßig seine squeeze und zieht einen bestimmten Procentsatz für seine Mühwaltung. Ebenso ist ihm in der Regel ein kleines Procent für die gezahlten Summen vom Chef des Hauses zugesichert. Während meiner Anwesenheit in Shangai schnitt sich der Comprador eines der größeren Häuser in einem Anfalle von Schwermuth den Hals ab; seine Hinterlassenschaft betrug über 300,000 Thaler; in Hongkong und Canton giebt es deren noch reichere, welche neben ihrem Comprador-Geschäft selbstständig die größten Geschäfte für eigene Rechnung betreiben. Ueberall durch ganz China, wo immer ein Europäer in einem neueröffneten Winkel sich niederläßt, steht ihm ein Comprador zur Seite und dieser Comprador ist, wie ich glaube, fast ausnahmslos ein Canton-Chinese, der gerne die Gelegenheit benutzt, sich unter europäischem Schutze in einen neuen Distrikt einzuführen, in welchem er allein ebenso wie der Europäer als fremder Eindringling betrachtet werden würde. Eine kleine Einnahmequelle erwächst ihm auch aus der Uebernahme von Bürgschaften. Kein Chinese, der zum Haushalte gehört, wird vom Hausherrn engagirt, ohne daß der Comprador Bürgschaft für seine Ehrlichkeit geleistet hätte; eine Gefälligkeit, die er sich sicher von dem Betheiligten bezahlen läßt, die er mitunter freilich auch seinerseits theuer bezahlen muß.

Es ist die größere Fähigkeit des Contonesen, sich in fremde Verhältnisse schnell hineinzudenken und sie geschickt zu benutzen, welche ihn zu diesem Geschäft ganz besonders geeignet macht. Dieselbe Eigenschaft befähigt ihn ganz vorzüglich zum Diener, und wie der Comprador stammt auch der Boy durchgängig aus Canton. Es ist ergötzlich, die Uebersicht und Umsicht und die gleichmäßige Accuratesse zu sehen, mit welcher er alle persönlichen Dienstleistungen bei seinem Herrn vorbereitet und verrichtet, im Schlafzimmer, im Bade, an der Tafel. In 1—2 Tagen hat der neu anziehende Diener alle Gewohnheiten und Wünsche seines Herrn studirt, ohne daß man nöthig gehabt hat, etwas zu sagen. Er studirt das Gesicht seines Herrn und sein Auge ruht bei Tafel ununterbrochen darauf; es ist nicht röthig zu sagen, daß man Salz oder Pfeffer oder Essig oder Oel verlange; kaum gedacht, ist es immer zur rechten Zeit da. Dafür dienen sie auch niemals zweien Herren und jeder Europäer, der Ansprüche auf eine anständige Stellung in der Gesellschaft macht, muß seinen eigenen Diener haben. Sie haben zwar auch viele Schattenseiten, diese cantonesischen Boy's; sie sind hochmüthig und halten strenge an dem engen Kreise der persönlichen Dienstleistung bei ihrem Herrn fest; sie prellen ihn im Kleinen, wo immer sie können. Aber der Mensch gewöhnt sich im Osten an

so Vieles, auch an das Geprelltwerden, und wenn einmal der Stachel, den uns dies Gefühl in Europa in die Brust drückt, abgestumpft ist, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß es Summa summarum keinen bessern Diener in der Welt giebt. Ich habe nur sehr wenige Fälle gesehen, in denen aus den Eingebornen der nördlichen Provinzen brauchbare Diener hervorgegangen, und fast niemals erreichen sie die Beweglichkeit und Intelligenz des Cantonesen. Uebrigens werden sie in ihrer Beschäftigung als Diener niemals alt und grau. Das Bediententhum ist nicht Endziel ihrer Bestrebungen, es ist nur eine Durchgangsstufe. Sie fangen früh als 12—13jährige Knaben an zu dienen, sie bilden sich durch den Verkehr mit Europäern, lernen ihre Gebräuche, ihre Art zu denken und zu handeln genau kennen, lernen die englische Sprache, und suchen nebenbei dem Comprador sein Geschäft abzulernen; sie lernen in ihren Mußestunden Rechnungen schreiben und führen, und wenn sie ein kleines Vermögen erspart oder geerbt haben, so beginnen sie mit einer kleineren Compradorstelle. Es ist dies der Grund, daß sich unter diesen Boy's oft die Söhne bemittelter Eltern befinden, die ihren Söhnen keine bessere Gelegenheit geben können, sich praktisch für das Geschäft mit den Europäern vorzubilden.

Wenn sich die höhere geistige Beweglichkeit und

Bildungsfähigkeit des Cantonesen ganz besonders markirt, wenn er in den übrigen Theilen des großen Reiches erscheint, so wird sie über allen Zweifel hinaus bestätigt, wenn unser Blick auf seine heimische Production fällt. Industrie und Künste (europäische Künstler würden diese Künste allerdings nur Handwerke nennen) müssen von jeher einen anderen und zwar einen höher stehenden Charakter gehabt haben als im ganzen übrigen China. Die feinsten Seidenwirkereien, die geschmackvollsten Stickereien, die solidesten und elegantesten Lackarbeiten, Malereien, Schnitzarbeiten in Elfenbein und Holz wurden sicher lange in Canton verfertigt, ehe die Europäer dort eindrangen. Daß diese dann der Industrie einen Anstoß nach neuen Richtungen hin gaben, ist leicht verständlich; es handelte sich darum, die Arbeitskraft, die sich in solchen Producten erschöpfte und zersplitterte, deren Werth sich für uns nicht über den einer interessanten Spielerei erhob, in neue Bahnen zu lenken, welche für uns neue reelle Gebrauchswerthe erzeugten; neue Objecte wurden geschaffen und die alten nach neuen Façons umgemodelt; Wirkerei und Malerei arbeiteten nach neuen Desseins, ohne daß die Chinesen dabei blinde Nachbeter wurden; die eindringende europäische Anschauung wirkte nur befruchtend, und der Geist reproducirte nun originell. Es entstand ein ganz ähnliches Verhältniß

wie in Japan. Alles was wir dort im Norden, in Jeddo und Jokuhama, vorfanden, war noch vollständig treu, durch und durch japanisch, Gebrauchszweck, Form und Ausstattung ganz aus dem Bedürfnisse und dem ureigenen Geschmacke des Volkes herausgestaltet; im Süden, in Nangasaki, der seit Jahrhunderten, wenn auch in sehr beschränktem Maßstabe, den Holländern offen gewesen war, fanden wir die Läden angefüllt mit europäischen Verbrauchsobjecten (z. B. allen Arten von europäischen Möbeln), jedoch mit eigenthümlich japanischer Ausstattung.

Die Preise der Waaren sind keinesweges so billig, als man dies in Europa zu glauben geneigt ist; doch herrscht bei der Bestimmung der Preise ein etwas anderer Maßstab als bei uns; das Rohmaterial ist verhältnißmäßig theurer, die Arbeit absolut billiger, und es folgt daraus, daß wir von unserem Standpunkte aus am vortheilhaftesten solche Sachen kaufen, in denen viel Arbeit steckt; aber auch die Werthschätzung der Arbeit bestimmt sich nach Gesetzen, die wir nicht immer zu verstehen vermögen; man ersteht oft kleine Sachen, namentlich Schnitzwerke, zu unglaublich und völlig unverständlich billigen Preisen, andere bezahlt man nach europäischen Begriffen mit ganz enormen Preisen.

Unter den verschiedenen Branchen der Seiden-Manufactur ist es vor allem die Wirkerei des Stoffes,

der unter dem Namen Crêpe de Chine so berühmt bei uns ist und vorwiegend in der quadratischen Form des Umschlagetuches für Damen Eingang gefunden hat. Unter diesen sind die hervorragendsten diejenigen, welche mit einer reichen, sauberen und geschmackvollen Stickerei versehen sind. Es ist dies ein Erzeugniß, welches erst durch die Verbindung mit Europa und offenbar auf Bestellung entstanden ist, da es für den Chinesen ohne alle Verwendung ist. Die eigentliche Productionsstätte aller Seidenwaaren liegt überhaupt nicht im Süden China's; sie ist vielmehr naturgemäß in Mittel- und Ost-China in der unmittelbaren Nähe der Productionsstätte des Rohmaterials etablirt worden. Die großen Districte westlich und nordwestlich von Shangai sind die Region des Maulbeerbaumes und der Seidenraupe. Die alte Hauptstadt der Seidenmanufactur war mitten in diesen Bezirken die volkreiche Stadt Sutschau. Seit einer Reihe von Jahren geplündert und theils zerstört von den Rebellen, ist die Fabrikation zu Grunde gegangen, wenn auch die Erzeugung der Rohseide im ganzen Districte aufrecht erhalten ist. Aus diesem Grunde ist fabricirte Seide in China augenblicklich erheblich theurer, als sie jemals in einem früheren Zeitpunkte gewesen ist. Unter diesen Umständen haben die südlichen Districte, so weit sie frei sind von der Rebellenherrschaft, die Fabrikation

an sich gezogen und Canton ist in der letzten Zeit nicht nur durch die Erzeugung der feineren und für Europa gesuchten Gewebe, sondern auch durch Massen-Fabrikation für China von Bedeutung geworden. Wie weit aber ist eine chinesische Fabrikstadt von dem Bilde entfernt, welches eine solche Stadt in Europa gewährt! Nichts verräth dem Fremden, daß er sich in einer Stadt befindet, in welcher so viele Tausende von Händen geschäftig am Webestuhl arbeiten und andere Tausende mühsam die Sticknadel führen; keine Fabrikpaläste mit unserer wunderbaren Theilung der Arbeit, kein hoher Schornstein mit hervorquellendem Steinkohlenrauch, keine in gleichmäßigem Takte klappernde Dampfmaschine geben Zeugniß von der nationalen und massenhaften Thätigkeit, die hier entfaltet wird. In engen schmutzigen Seitenstraßen, vertheilt über die ganze Stadt, liegen in baufälligen Häusern dunkle übelriechende Höhlen ohne Zimmerdecke, Hausgeräthe und Trümmer oder Vorräthe an Handwerkszeug an den Wänden bis unter das Dach hinaufgepackt, schmutzige, schreiende Kinder umherspielend; aber mitten in dieser Höhle und fast ihren ganzen Raum erfüllend steht der Webestuhl und in ihm und rund um ihn herum ist wenigstens Sauberkeit; unter dem Geschrei der Kinder fliegt das Weberschiffchen emsig hin und her und mitten aus Schmutz und Geschrei und

aus Dunkelheit quellen blendende Muster mit leuchtenden Farben hervor, und manche reiche und hochgeborne Dame des Abendlandes, die in Ohnmacht fallen würde, wenn man sie hierherführte, trägt doch kein Bedenken, den schweren und sauberen Stoff, der aus dieser Höhle hervorgegangen, mit zarten Fingern in zierlichen Falten um ihren schönen Leib zu schlingen.

Noch überraschender sind uns diese Verhältnisse, unter denen die kostbarsten Artikel entstehen, wenn wir in ein benachbartes Haus treten und genau unter derselben Constellation in irgend einem helleren Winkel des Gemaches ein großes Crêpe de Chine-Tuch im Stickrahmen ausgespannt sehen; ein blasser junger Chinese sitzt davor; die selten einmal sauber gehaltenen Hände mit den langen klauenartigen Nägeln führen mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Präcision die Nadel, und auf dem matten milchweißen Grunde des Gewebes entstehen vor unseren Augen mit höchster Sauberkeit Blätter, Blumen, Arabesken. Wenn man zuerst ein solches gesticktes Tuch sieht, so entsteht vor unserer Fantasie das Bild irgend eines reizenden Mädchens, das in sonniger Laube oder am blumenbesetzten Fenster sinnig die Nadel führt und diese reizenden Dessins hinzaubert; aber keine Vorstellung kann falscher sein. Ich habe zwar auch Mädchen bei dieser Arbeit getroffen, aber diese waren nicht reizend, wie das die

Chinesinnen überhaupt selten sind. Der größte Theil der Arbeit wird von Männern verrichtet.

Es scheint mir, als ob die Meinung verbreitet sei, daß wir bei uns Seidenzeuge billiger produciren als in China. Ich theile diese Ansicht nicht, muß aber zugestehen, daß sie scheinbar richtig ist. Die Chinesen haben es nämlich bis jetzt noch nicht zu Stande bekommen, Zeug zu fabriciren, wie das, welches bei uns bisweilen unter dem Namen Seidenzeug verkauft wird. Spinnengewebe zu produciren würde sich bei der Handarbeit nicht belohnen, und dann begreift der Chinese auch nicht, daß sich ein vernünftiger Mensch ein Stück Seidenzeug zu einem andern Zwecke kaufen könne, als um einen dauernden Nutzen davon zu haben; er hat natürlich in seiner bedauerlichen Unwissenheit keine Ahnung davon, daß z. B. eine Salondame ein seidenes Gesellschaftskleid anständigerweise nur einmal in jedem Winter in Gesellschaft tragen darf, und daß, wenn es zwei bis drei Jahre alt ist, entweder seine Farbe oder sein Muster nicht mehr modern, auch der Schnitt wohl veraltet, überhaupt das ganze Kleid ein „altes" geworden ist und geworden sein muß. Er würde auch das Mitleid nicht verstehen, welches unsere Fabrikanten in angeborner Herzensgüte mit diesen Damen an den Tag legen, indem sie ihrer schon an und für sich weit über alle Gebühr angegriffenen Kasse zartfühlend da-

durch zu Hülfe kommen, daß sie ihnen für billiges Geld solche Waare liefern, die schnell zerreißt oder deren Farben verbleichen; auch wird dieses Bestreben des raschen Stoffwechsels durch mehr oder weniger Baumwolle, die dazwischen eingeschossen ist, nicht unerheblich unterstützt. Der Chinese steht mit seiner Seidenmanufactur noch auf dem alten, von uns längst überwundenen Standpunkte der Solidität. Ich bin aber überzeugt, daß sich, wenn wir die Wagschale zur Hand nehmen und europäisches und chinesisches ganz reines Seidenfabrikat thatsächlich gegen einander abwägen, das letztere als ganz erheblich billiger herausstellen wird.

Die alte Handelsbedeutung von Canton beruhte aber weder auf seinen Seidenfabrikaten noch auf kleinen Lackkästchen, noch gar auf seinen Holz- oder Elfenbein-Schnitzereien. Es war der auf der ganzen Erde stetig wachsende Verbrauch von Thee, der von Jahr zu Jahr mehr und mehr Schiffe nach China führte. Und doch ist der Süden China's nicht die Region des Theebaues, der sich gerade wie der Seidenbau in Mittel-China festgesetzt und an den Abhängen der Bohea-Gebirge seine ausgebreitetste und höchste Cultur gefunden hat. Er hat von dort aus eine lange und beschwerliche Reise bis nach Canton zu machen; aber der chinesische Theehändler hatte sich an diesen Weg

gewöhnt und die in Canton zuströmende Menge Thee ließ lange Zeit hindurch die Meinung bestehen, daß dieser Ort für immer der Hauptmarkt für Thee bleiben werde. Diese Meinung ist indessen in letzter Zeit sehr unsicher geworden. Die Eröffnung der Häfen Futschau und Shangai hat einen erheblichen Abzug aus dem Innern nach diesen Häfen ins Leben gerufen, und durch die im Frühjahr 1861 bewirkte Eröffnung des Yangtsekiang ist man einem großen Theile der Productionsstätten bedeutend näher gerückt. Es ist Thatsache, daß augenblicklich der Theehandel in Canton quantitativ bedeutend geschmälert ist, wenn ich auch glaube, daß die feinsten Qualitäten ihrem alten Wege treu geblieben sind. Dies ist indessen eine Frage, deren definitive Lösung erst erfolgen kann, wenn China von dem Alpdrucke der Rebellion, die würgend auf ihm lastet, erlöst sein wird. Wenigstens steht die Meinung nicht vereinzelt da, daß Canton den Haupthandel in Thee wieder an sich ziehen wird. Die großen europäischen Handelsfirmen in China haben daher auch ihre Commanditen in Canton noch nicht zurückgezogen, wenngleich ihr Nutzen gegenwärtig etwas zweifelhaft erscheinen sollte.

Die Revolution in China.

Nehmen wir einen Flug in der Zeit, und lassen wir die Geschichte aller Völker bei uns vorübergehen, so erhalten wir das Bild einer beständigen Undulation in der Machtstellung einzelner Racen des Menschengeschlechtes. Aus Racen und innerhalb derselben haben sich Nationen gebildet, die alle characteristischen Eigenschaften ihrer Race in sich vereinigten, befestigten und weiter ausbildeten; sie wurden dann der Typus ihrer Race. Wie im Leben des Individuums eine Zeit kommt, in der das Blut am vollsten durch die Adern fluthet, die Muskel ihre höchste Straffheit erreicht, und der Geist über die enge Schranke der jugendlich träumenden Selbstgenügsamkeit hinaus sich nach Thaten sehnt, welche ein Zeugniß seiner Kraft abgeben, so sehen wir auch Nationen allmälig auf dem Schauplatze der Geschichte erscheinen, in wachsender Kraft alle Stammesgenossen in sich verschmelzen

und in der Höhe ihrer Kraft den erreichbaren Erdkreis erobern und beherrschen. Sie finden die anderen Racen noch in Kindheit oder schon in Verfall, darin liegt die Erklärung ihres Sieges. Sie tauchen auf, sie wachsen und herrschen, und sie verschwinden vor der allmälig erstarkenden Kraft eines anderen Mitgliedes der Völker-Familie. Wir stehen an den Trümmern der egyptischen, der griechischen und der römischen Welt und die angel-sächsische hat die Hand am Scepter; aber ehe die egyptische war, war die chinesische und heute ist sie im Kampfe mit der angelsächsischen. Groß und fertig, so lange wir ihre Geschichte kennen — und wir kennen sie einige Jahrtausende länger als die irgend einer anderen Nation — ist sie unberührt geblieben von der Herrschaft anderer Nation, hat sie niemals versucht, über andere ihre Herrschaft auszudehnen.

Nehmen wir einen Flug aufwärts im Raume und lassen die Länder-Gebiete der Erde an uns vorüberziehen, so erscheint China vor uns, voll und abgerundet, ein Riese unter den Völkern, wie kein anderer jemals gewesen ist, ein Riese, der seine Kraft gesammelt erhalten und nicht in eitlen Eroberungs-Träumen über den ganzen Erdkreis versplittert hat. Er hat keine Kraft damit vergeudet, todte Gebirgsmassen zu Pyramiden zusammenzuhäufen an deren

Hieroglyphen sich Gelehrte der Nachwelt die Köpfe zerbrechen; es ist mehr geschehen und zwar das Größte was im Leben der Völker erreicht werden kann, — es ist eine homogene, vollständig in sich ausgeglichene Nation von 400 Millionen Menschen geschaffen, eine wahrhaft nationale Nation, eine Nation, die nach dem Urtheil aller tiefer eingedrungenen Forscher aus verständigen, arbeitsamen und energischen Mitgliedern besteht.

Diese Welt ist uns seit Kurzem eröffnet; europäische Elemente fluthen hinein, chinesische heraus.

Wir haben die Chinesen als ein entartetes, entnervtes und verfallendes Volk betrachtet und haben darin geirrt. Sie haben erst im Laufe der letzten Jahrhunderte den ganzen Insel-Gürtel, der ihre Küsten umgiebt, als ihnen naturgemäß zugehörig erobert und colonisirt; sie haben sich über Siam, Manilla, Borneo, Java, Singapore und den ganzen indischen Archipel ergossen, nicht mit dem Schwerdte in der Hand, sondern als eine Handel und Ackerbau treibende Nation. Wie im fernen Westen der rothe Mann vor dem weißen sich zurückzieht und dahinstirbt, so weicht im Osten das Malayenthum vor der zäheren, energischeren und geistig entwickelteren Individualität der Chinesen zurück. Wo sie nicht siegen können, existiren sie wenigstens mit Zähigkeit; wir sehen sie in jüngster Zeit

weiter wandern über den ganzen Erdkreis, wir finden sie in Australien, auf den Guano-Inseln Peru's, in den Zucker-Pflanzungen West-Indiens und in den Gold-Minen Californiens; es mag immerhin als bedeutungsvolles Moment betrachtet werden, daß der jüngste und thatkräftigste Zweig der angel-sächsischen Race, der sich über Nord-Amerika verbreitet hat, sich gegen den Andrang der Chinesen in Californien nur durch eine ungerechte und gewaltthätige Gesetzgebung zu retten vermochte. Auch die Deutschen wandern über den Erdkreis, aber ihre an sich schwächliche Racen-Eigenthümlichkeit erlischt überall vor den stärkeren lokal herrschenden Völker-Characteren. Der Chinese bleibt überall Chinese. Wo er sich niederläßt, schafft er unaufhaltsam sogleich eine chinesische Welt um sich; mitten in Malayen-Ländern findet man Dörfer und Städte, die uns glauben lassen, wir seien mitten in China. Der Chinese ist im höchsten Grade zeugungsfähig, und wo er sich in der Fremde mit den Eingeborenen vermischt, ist der junge Nachwuchs ein durchaus chinesischer; auch dies spricht meiner Ansicht nach unverkennbar für einen energischen und constant gewordenen Racen-Character.

Als die europäischen Cultur-Staaten, die sich gewöhnt hatten, alle übrigen Völker der Erde als uncivilisirte Wilde zu betrachten, zuerst mit China in

Berührung kamen, mußten sie die staunenswerthe Thatsache kennen lernen, daß es ein großes Volk gebe, welches dieselben Ansprüche auf überlegene Bildung erhob als sie selbst. Es kam ihnen seltsam und lächerlich vor, von einem anderen Volke der Erde als „Barbaren“ bezeichnet zu werden und auf einen Hochmuth der Bildung und der überlegenen Kraft zu stoßen, der noch größer war, als den sie selbst besaßen. Sowohl der friedliche Verkehr als die Kriege, die zwischen England und China geführt waren, würde für jedes andere Volk die Superiorität Englands documentirt haben; anders bei den Chinesen. Noch vor etwa zehn Jahren schrieb Lin-Tsih-sieu, einer der der größten und gediegensten Staatsmänner und Gelehrten China's einen Brief an die Königin von England, in dem er sagt: sie sitze auf einem Throne, den seit Jahrhunderten ihre Vorfahren besessen hätten, „stets ehrfurchtsvoll und gehorsam dem chinesischen Kaiser ergeben, was die Documente, welche den Tribut begleiten, offen darlegen, indem sie zugleich Dankbarkeit für die Güte und Gerechtigkeit des Kaisers aussprechen.“ Unter Tribut werden natürlich die Geschenke verstanden. Das Gedeihen Englands schreibt er dann ungenirt einzig und allein der Güte des chinesischen Kaisers zu und fährt dann fort: „Unser himmlisches Reich herrscht über zehntausend Königreiche; sein

Glanz ist so groß, daß Ihr es gar nicht ahnen könnt!"

Dieser Hochmuth der Cultur und Macht sitzt aber nicht allein in einzelnen Gebildeten und Mächtigen innerhalb der Nation, er ist da und offen ausgeprägt durch das ganze Volk bis zum gemeinsten Lastträger herab; er ist nationales Dogma. Es hilft nichts, die Thatsache zu ignoriren oder gering zu achten. Es wäre viel besser gewesen, sie zu prüfen und den seltsamen wohl einzig dastellenden Fall in der Weltgeschichte zu constatiren, daß zwei in der Zeit parallel nebeneinander aufgewachsene Cultur-Welten mit einander in Berührung getreten sind. Unter verschiedenen Verhältnissen und nach verschiedenen logischen Gesetzen gebildet, sind sie zu verschiedenen Resultaten gelangt, die wir noch nicht ohne weiterrs als verschiedene Stufen bezeichnen dürfen; ob sie gleichmächtig und gleichberechtigt sind, kann erst der unausweichliche Kampf zwischen beiden entscheiden. Es muß aber vor allen Dingen constatirt und erkannt werden, daß dies ein Kampf zwischen zwei verschiedenen Cultur-Entwickelungen ist. Wir haben wie gewöhnlich in plumper Rohheit unser Schwerdt in die Wagschale geworfen. Aber was haben wir damit erreicht? Wir haben unsere Superiorität in der Kriegsführung gezeigt; und was sagt der Chinese dazu? Er sagt

mit chinesischer Logik, deren sich auch ein Europäer nicht zu schämen brauchte: „Es ist wahr, Ihr seid bessere Krieger als wir, Eure Waffen sind uns überlegen; aber muß die Cultur Eures Landes nicht eine untergeordnete sein, wenn Ihr noch nicht einmal so weit gekommen seid, Euch in Eurem Lande glücklich und behaglich zu fühlen, und müßt Ihr nicht zur Erkenntniß Eurer tiefen Barbarei gelangen, wenn Ihr seht, daß Niemand Euch haben will, und daß Ihr Euch überall erst durch die rohe Gewalt des Schwerdtes Duldung verschaffen müßt? Ist es nicht eine seltsame Cultur, deren bemerkenswerthestes Streben auf die Vervollkommnung der rohen Gewalt und der Mordwerkzeuge gerichtet ist? Ist es nicht eine verdammliche, unmoralische Cultur, wenn das Eigenthum, der Frieden und die Arbeit einer Nation nicht durch höhere Einsicht, sondern nur durch Blei und Stahl gesichert sind?" Ich fordere die Weisen des Abendlandes auf, den chinesischen Logiker, der diese Bemerkungen zu mir aussprach, zu widerlegen.

Wenn wir tiefer und allgemeiner in die für uns so seltsamen Producte der chinesischen Cultur eingedrungen sein werden und sobald sich uns die so selbstständig und abweichend entwickelten Gedanken-Gänge dieser Welt mehr erschlossen haben, werden wir sie als eine achtungswerthe und machtvolle anerkennen

müssen; und wenn wir dann einen Blick auf die Karte und auf die Länder werfen, die es umgeben, so werden wir begreifen, warum die Chinesen die übrige ihnen bekannte Welt als die Welt der Barbaren bezeichneten und wie dieser Cultur-Stolz keine hohle Prahlerei sondern wohlberechtigte Ueberzeugnng gewesen ist.

Wir haben es mit aller unserer Cultur, auf die wir so stolz sind, bis jetzt noch nicht dahin gebracht, unser staatliches Leben auf festen Fundamenten zu errichten und nach ewig unveränderlichen Vernunft-Gesetzen zu gestalten. Wir haben es nicht einmal verstanden, den Weg der Entwickelung, den Weg der Reform überall zu ebnen, denn wir haben — der beste Beweis dafür — Revolutionen gehabt, und ihre Zuckungen scheinen mit der steigenden Cultur sogar häufiger zu werden. Jedermann weiß, daß auch China gegenwärtig in einer großen Revolution begriffen ist, aber die Motive derselben werden in Europa gar nicht oder falsch verstanden. Während unsere Revolutionen Producte der steigenden Cultur sind, oder doch wenigstens als im Zusammenhange damit aufgefaßt werden können, ist die chinesische Revolution eine fast ausschließlich reactionäre, sie ist nichts als eine Reaction gegen den Verfall, gegen die abwärts steigende Cultur. China kämpft mit sich selbst um seine geistige Oberhoheit im Osten.

Ehe ein Volk und zwar ein in seinen Grundzügen friedliches und industrielles Volk sich zu einer Revolution entschließt, müssen viele und gewichtige Gründe zusammenkommen. Zwei zufällige Schüsse, oder gekränkter Ehrgeiz einer rachlustigen Seele oder die kalte Ueberlegung, alle Verhältnisse über den Haufen zu stürzen, um für sich selbst aus den Trümmern einen Schatz oder eine Krone zu rauben, Alles das sind Momente, welche eine Revolution wohl zum Ausbruche bringen, aber nicht erzeugen können. Ehe man eine Revolution begreifen kann, muß man das Volk begriffen haben, welches sie macht. Ein Volk spiegelt sich vornehmlich ab in seiner politischen Verfassung und in seiner Religion. Wir wollen diese beiden Formen, in denen das geistige Leben China's zur Erscheinung kommt, so gedrängt als möglich betrachten.

Wir kennen China seit 4000 Jahren als ein Kaiserreich, nicht als ein solches wie es jetzt ist oder in den letzten Jahrhunderten war; sondern es ist auch hier ein Proceß durchgemacht, den wir gleichmäßig durch die Entwickelung des staatlichen Lebens aller Völker verfolgen können. Es ist zuerst ein Feudal-Reich; das Land ist in Länder getheilt; das Scepter wird vom Kaiser an Fürsten verliehen, die durch Geburt dazu berechtigt erachtet werden; diese Fürsten vereinigen in ihrer Person die höchste militairische,

administrative und juridische Gewalt. Der Gegensatz gegen die Feudal-Monarchie ist die centralisirte; die militairische, die administrative und die juridische Gewalt sind getheilt; sie werden nicht vertheilt nach Geburtsrecht, sondern nach Würdigkeit, nicht auf Lebenszeit oder gar erblich, sondern nach dem Ermessen des Herrschers und — unter voller Verantwortlichkeit gegen ihn. Der Kampf dieser beiden Regierungsformen, der bei uns bis in die jüngsten Tage hinüberspielt, hat in China vor bereits 2000 Jahren begonnen und bildet die erste große politische Revolution. Es ist lehrreich, einige Schritte derselben zu verfolgen. Um das Jahr 220 vor Chr. G. bemächtigte sich ein kriegerischer Vasallen-Fürst, der Prinz Tsin, des chinesischen Thrones unter dem Namen Tschiwang. Er legte die ersten Grundzüge zur Centralisation, freilich nicht aus Rücksichten des Gemeinwohls, sondern aus despotischer Laune. Er hatte den Gedanken der Centralisation, aber er vermochte sie nicht anders aufzufassen als in der Form des Despotismus; er kannte nur das Schwerdt als Basis der Monarchie; die moralische Unterstützung des Volkes war ihm ein fremder Begriff geblieben, oder vielmehr hochmüthig verachtete er sie. Eine seiner ersten und vornehmsten Regierungs-Maßregeln war die Anordnung und das energische Bestreben, alle Bücher zu

verbrennen mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche für das materielle Wohl des Volks unumgänglich waren, als Heilkunde und Ackerbau, und derjenigen, welche dem Aberglauben Nahrung gaben, wie z. B. Wahrsagerkunst. Mit dem größten Eifer aber wurden besonders solche philosophische Schriften verfolgt, welche nachwiesen (schon damals!) daß es vernünftiger und nützlicher sei, durch höhere Bildung, durch besseres Wissen zu regieren, als durch physische Gewalt. Tschiwang, der ein ungewöhnlich geschickter Krieger war, hielt zwar sein System aufrecht, aber es stand selbst mit dem damaligen Bildungs-Zustande in so hartem Widerspruche, daß es mit seinem Tode unterging und seine Familie den Thron verlor. Es ereignete sich nun der merkwürdige Umstand, der manches Analoge mit unseren Bücher-Verboten giebt, daß nach seinem Tode alle verfolgten Bücher wieder zum Vorschein kamen, während die beschützten verschollen waren. Ein philosophischer Schriftsteller sagt darüber: „Hieraus ergiebt sich, daß die Lehren der wahrhaft Weisen niemals untergehen werden, während schlechte und falsche Doctrinen von selbst verschwinden, so viel man sie auch beschützen mag. Von Anfang an ist die Existenz weder der einen noch der anderen abhängig gewesen von dem Geschmack eines Herrschers."

Dieser Kampf zwischen den beiden Regierungs-

Formen windet sich nun durch die Geschichte von mehr als 1000 Jahren, und der Sieg des Centralisations-Systems ist erst um die Mitte des 12 Jahrhunderts anzunehmen, zu einer Zeit, in welcher wir (die „alten Cultur-Völker") erst die Grundsteine zur Feudal-Regierung legten. Wie bewunderungswürdig oder wie räthselhaft muß uns die Thatsache erscheinen, daß durch einen so ungeheuren Ländercomplex sich philosophische und politische Systeme ohne Hilfe der Buchdruckerkunst zu einem Gemeingut einer Nation machen konnten, die ihre Millionen nach Hunderten zählt; freilich beschleunigte dann die in China bereits um das Jahr 900 erfundene Buchdruckerkunst den Verlauf dieser großen Revolution. Als nun aber das Product derselben, die centralisirte Monarchie fertig war, war sie auch mit einem Schlage das geworden, was uns gegenwärtig in der Centralisation Begriffenen noch meistentheils unklar und traumhaft vorschwebt. Von der obersten Herrschaft war jede Willkür ausgeschlossen; die administrative Gewalt der Krone war zwar vollständig concentrirt, aber sie fand überall eine heilsame Schranke an einer freien und starken Gemeinde-Verfassung, die für alle inneren und localen Angelegenheiten vollstandig autocratisch ist. Wir hören noch heute bei uns Staatsmänner auf den Tribünen die Ansicht vertheidigen, daß

selbst eine constitutionelle, wie viel weniger eine unbeschränkte Monarchie mit einer Gemeinde-Autokratie unverträglich sei. Chinesische Schriftsteller sehen in ihr gerade die größte Garantie für das Bestehen einer gesunden und guten Regierung.

Das chinesische Kaiserthum ist allerdings ein nach unseren Begriffen vollständig unbeschränktes weil durch keine Verfassung gebundenes; nicht nur die höchste militairische und administrative, sondern auch die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen des Kaisers. Und doch ist China so weit davon entfernt, ein despotisch regierter Staat zu sein, als bei uns einige constitutionell regierte Länder davon entfernt sind, freie Länder zu sein. Denn es giebt in China eine Schranke gegen die Willkür und eine Garantie für die Freiheit, welche ich als die einzig vernünftige und practisch werthvolle erachte, — eine öffentliche Meinung. Was das bedeutet, wissen wir, die wir erst in der Bildung einer solchen Macht begriffen sind, zu würdigen; sie hat zur unerläßlichen Voraussetzung eine weitverzweigte tiefgreifende allgemeine Bildung, an welcher Jahrhunderte gearbeitet haben. Nun muß man wissen, daß die Blüthe der chinesischen Philosophie schon 3—5 Jahrhunderte vor die christlichen Zeitrechnung fällt, und daß die Lehren ihrer Weisen aus jener Zeit (Confucius und Mencius) noch heute

die Fundamente des Staatslebens wie der Religion bilden. Diese öffentliche Meinung ist so stark, daß sie jeden Kaiser zur größten Vorsicht verpflichtet, wenn er ein neues Gesetz geben oder ein altes ändern will, er hat dies mit ungleich größerer Umsicht zu prüfen als dies bisweilen von Kammern geschieht, die von der irrigen Ansicht ausgehen und ausgehen müssen, daß ihre Majorität immer die öffentliche Meinung repräsentirt. Darum macht die Summe dessen, was wir von der chinesischen Gesetzgebung wissen, durchaus den Eindruck einer organisch aus dem Volksleben herausgewachsenen; was es heißt, gegen die öffentliche Meinung zu sündigen, haben in China sowohl Kaiser als ganze Kaisergeschlechter zu wohl erfahren. Der Chinese, der nicht gerne revolutionirt, weil er am Alten hängt, ist eben deshalb, so oft er dieses Alte gefährdet sieht, in jedem Augenblicke zur Rebellion geneigt. Der Kaiser, der auch nicht annähernd die Sicherheit auf seinem Throne hat, deren sich bei uns wahrhaft constitutionelle Fürsten erfreuen, ist allerdings auch auf den naheliegenden Gedanken gekommen, sich im Soldatenthum eine von der öffentlichen Meinung unabhängige Macht zu schaffen, aber er benutzt diese Macht nicht, um positiv schaffend in das Volksleben willkürlich einzugreifen und Launen zur Ausführung zu bringen, er betrachtet sie nur als letztes Hilfsmittel,

sich zu retten, wenn er geirrt hat; auch ist diese Militair-Macht verhältnißmäßig niemals zur Höhe einer europäischen Hausmacht herangewachsen. Aber es wird dem Kaiser auch niemals einfallen, diese öffentliche Meinung wissentlich verletzen zu wollen; auf das Sorgfältigste gebildet und ein practischer Denker, wie alle Chinesen, weiß er, daß er nicht besser für sich sorgen kann, als wenn er sein Volk gerecht und weise regiert. Welche Mittel wendet er nun an, um zu diesem Ziele zu gelangen?

Es ist eigentlich nur ein einziges Mittel, das wir in Bewegung sehen, das aber mit Consequenz durch Jahrhunderte fortgeführt, China zu einem großen mächtigen und blühenden Reiche gemacht hat; es heißt jedes Amt im Staate soll von demjenigen verwaltet werden, welcher der Würdigste dazu ist. Und welches ist das Kriterium der Würdigkeit? Ist der Prinz oder Fürst würdiger als ein Graf, ein Graf würdiger als einer vom niederen Adel, der Adelige würdiger als ein Bürgerlicher? Diese Sache ist mit einem Worte abgethan: China hat keinen Geburtsadel, und das einzige Kriterium der Würdigkeit ist: Kenntnisse. Der reinen unverfälschten und rücksichtslosen Durchführung dieses Princips verdankt China seine Cultur und seine Größe, der Vernachlässigung desselben in neuerer Zeit — seine Revolution.

Unter diesem Gesetze, daß stets und überall der Würdigste regieren soll, steht selbst der Kaiser. Er nennt sich zwar selbst den „Sohn des Himmels“, ein Ausdruck der unserem „von Gottes Gnaden“ ähnlich ist, aber eine durchaus andere Auffassung beim Kaiser und beim Volke findet, als dies bei uns der Fall ist. Es giebt keinen gesetzlich prädestinirten Kaiser, keinen Kaiser von Geburt in China. Der Thron ist nicht an sich erblich, und die Erstgeburt unter den Söhnen ist in ganz China kein Rechtsbegriff. Zwei der berühmtesten und größten Kaiser, Saou und Shun, übersprangen beide ihre Söhne und ernannten auf ihrem Todtenbette Fremde zu ihren Nachfolgern, weil sie ihre Söhne für unwürdig erachteten; von den 7 letzten Kaisern der gegenwärtigen Dynastie war nur einer der erstgeborene Sohn seines Vaters; die übrigen sechs waren nach strenger Prüfung und Ueberlegung aus ihren Brüdern herausgesucht. Kann es eigentlich etwas Vernünftigeres geben? Zwingt es nicht die jungen Prinzen zum Wetteifer in Erlangung von Kenntnissen und der richtigen Regierungsgrundsätze? Hat der Vater nicht viel mehr Garantie für das Fortbestehen seiner Dynastie, wenn er die Ueberzeugung mit in's Grab nimmt, daß immer der Würdigste seiner Familie auf dem Throne sitzen wird? Und ist dem Volke nicht auf diese Weise wenigstens

die Wahrscheinlichkeit gewährt, daß es von guten und klugen Fürsten regiert wird? Aber das chinesische Volk ist selbst mit dieser Sicherstellung noch nicht zufrieden. Es läßt es zwar ruhig geschehen, daß der erledigte Thron nach dem letzten Willen des Dahingegangenen neu besetzt wird, aber ob er der „Sohn des Himmels“, ob Gottes Gnade wirklich mit ihm ist, das muß er erst beweisen, das kann der Erfolg erst lehren. Regiert er gut und weise, hat das Volk Nahrung und treten besondere Glücksfälle ein, so ist das ein Zeichen Gottes, daß seine Botschaft eine göttliche, daß er wirklich der „Sohn des Himmels“ ist. Verletzt er aber die Grundsätze einer guten Regierung und treten vielleicht gar zufällig schreckliche Natur-Erscheinungen auf, die ja auch bei uns eine reiche Quelle des Aberglaubens sind, dann bildet sich in jedem Chinesen durch das ganze Reich allmälig die Ueberzeugung aus, dieser Kaiser sei nicht der „Sohn des Himmels“ und die Rebellion ist fertig; sie betrachten dann die Rebellion nicht nur als ein Recht, sondern als eine heilige Pflicht; ein Usurpator hat den himmlischen Thron eingenommen, der rechte Besitzer muß gefunden werden! So kann man nicht sagen, daß China eine Despotie nach europäischen oder westasiatischen Begriffen ist, eine Despotie, die allein auf physischer Gewalt beruht; ihre einzige Basis ist viel-

mehr die Zustimmung des Volkes. Diese ganze Darstellung kann man nicht wörtlich genug nehmen, ich habe sie noch lange nicht so schroff hingestellt, als sie von den besten Autoritäten, die in den letzten Jahren tiefer in chinesisches Wissen und Leben eingedrungen sind, geliefert worden ist.

Wenn dies Princip der Auswahl des Würdigsten schon für den Thron maßgebend ist, so läßt sich denken, mit welcher Sorgfalt es nach unten zur Durchführung gelangt. Seit dem 9. Jahrhundert, also etwa seit 1000 Jahren, ist die Methode des Examens in China eingeführt, eine Methode, die noch nirgends in Europa in voller Reinheit sich Bahn gebrochen hat; Preußen verdankt seine gegenwärtige politische wie Cultur-Stellung einzig und allein dem Umstande, daß es dieses chinesische Prinzip früher und vollständiger adoptirt hat, als irgend ein anderer Staat. Die Wirkung einer tausendjährigen Praxis in dieser Richtung muß als eine großartige begriffen werden, sobald man die näheren Umstände erfährt. Es giebt drei Examina, welche lebhaft an die bei uns üblichen drei in der Verwaltung und Rechtspflege erinnern; das dritte und letzte Examen giebt die Befähigung zu den höchsten Rangstufen. Das erste Examen wird jährlich an bestimmten Terminen in den Districts-Städten (Kreis-Städten) der Provinz überall

von Tausenden gemacht. Alle drei Jahre findet in jeder Provinzial-Hauptstadt unter Vorsitz zweier kaiserlicher Commissarien, die besonders dazu von Peking herausgesandt werden, eine Prüfung aller Derjenigen statt, welche das erste Examen bereits bestanden haben. Solcher Examinanden strömen in jeder Provinzial-Hauptstadt zu den bestimmten Zeiten 6—10,000 zusammen; aus dieser Summe werden je nach der Größe und Bevölkerung nur 60 bis höchstens 80 als die Besten ausgewählt und mit dem zweiten Grade versehen; diese erhalten damit die Erlaubniß, sich an den dreijährigen Examinationen in der Hauptstadt Peking zu betheiligen und aus den Studirenden des ganzen Reiches werden dort jährlich 2—300 ausgewählt, welche als fähig erachtet werden, höhere Staatsämter zu bekleiden. Man kann hieraus schließen, welche Masse von gebildeten Menschen, die vielleicht in Bildung den glücklich beförderten Collegen um nichts oder um eine kaum meßbare Größe nachgestanden haben mögen, in die Districte jährlich zurückfluthen, und wenn ihre Bestrebungen vielleicht noch ein- oder zweimal unglücklich waren, sich dem Staatsdienste abwenden und irgend ein bürgerliches Gewerbe ergreifen. Eine gleichmäßige Bildung ohne Gleichen wird dadurch bis in die fernsten Kreise getragen, und man wird begreifen, daß eine solche tausendjährige

Auffummirung eine Wirkung auf den gesammten Bildungsstand der Nation geäußert haben muß. Man könnte die Frage aufwerfen, was denn so viele Tausende bewegt, eine Laufbahn einzuschlagen, die so viel Arbeit erfordert, und so wenig Chançe des Gelingens darbietet. Ich kann darauf nur sagen, daß der Stolz und die Eitelkeit der Eltern die Söhne dazu antreibt, und daß die Billigkeit des Lebens und des Unterrichts das Studium ermöglicht. Würde es bei uns anders sein, wenn die Staatsbildung nicht so theuer und alles Leben so knapp gestellt wäre, daß dem Armen für Bildung nichts übrig bleibt? Und doch dürfen wir auch bei uns mit Stolz ein ähnliches Ringen aufwärts in allen Schichten der Gesellschaft constatiren. Ich begrüße diesen Aufschwung mit desto größerer Freudigkeit, als ich es für einen Triumph des menschlichen Gedankens betrachte, was chinesische Schriftsteller neuerdings behauptet haben, daß nämlich durch eine tausendjährige Erfahrung mit diesen genauen und sorgfältigen Prüfungen außer Zweifel gestellt sei, daß der höher Gebildete im Durchschnitt sich auch als der bessere Mensch erwiesen habe. Sie sagen: Glauben ist gut, aber Wissen macht gut.

Ist einmal der innige Zusammenhang zwischen dem Laster und der Unwissenheit nicht nur durch abstrakte Theorien, sondern auch durch überzeugende Erfahrungen

festgestellt, so eröffnet sich für den Staat eine weite Perspective, die ihm den Weg zeigt, sich frei zu machen von der Kirche; und ich verstehe erst jetzt vollständig, warum die Geistlichkeit mancher Religion den Vorwurf, daß sie das Volk im Dunkel erhalten wolle, nicht zu widerlegen vermag.

Wir sind hiermit bei dem Knotenpunkte der Differenz im Entwickelungs-Gange der beiden großen Cultur-Welten angelangt. Wenn einst zu Ende des vorigen Jahrhunderts der berühmte Franzose und erste große nennenswerthe Socialist, St. Simon, etwas von einer „Science generale“ träumte, in welcher alle Lebensthätigkeiten des Menschen ihren Ursprung und ihre Erklärung finden sollten, so ist diese allgemeine Wissenschaft annähernd in der chinesischen Philosophie erreicht. Bei uns fallen die Staats-Wissenschaften und die Religion weit auseinander und entspringen aus ganz verschiedenen Quellen; in China haben beide ein und denselben Ursprung, sind beide nur Applicationen ein und desselben Gedankens. Die chinesische Ethik ist weder eine gesonderte Wissenschaft, noch ist sie aus irgend welchen religiösen, transcendentalen Elementen aufgebaut; sie ist ein Zweig der Staats-Wissenschaft, und ihre Gesetze sind dieselben, nach denen das gesellschaftliche Leben sich entwickelt hat. Die gesammte chinesische Wissenschaft ist eine fest geschlossene, auf einen

Punkt concentrirte, durch und durch utilitarische. Die Erzeugung oder Entwickelung abstracter Gedanken um ihrer selbst willen ist dem Chinesen ganz fremd, der Gedanke muß einen sichtbaren Zweck haben, der im Zusammenhange steht mit dem einzigen Zwecke der chinesischen Philosophie: dem Wohle der Gesellschaft. Ein Beispiel wird dies klarer veranschaulichen.

Etwa 3—400 Jahre vor Christi Geburt lebte und lehrte der Philosoph Meh-Tsi. Wie der Zweck aller chinesischen Philosophen war auch der seinige auf die Verbesserung der menschlichen Gesellschaft gerichtet. Er suchte nach einem System von Gesetzen, welches vorzugsweise geeignet wäre, den Staat in guter Ordnung dauernd zu erhalten. Er argumentirte: Solche Gesetze müssen die besten sein, welche gute Väter, gute Söhne und gute Brüder machen, welche Herrscher und Unterthanen in gleicher Weise antreiben, ihre Pflichten gegen einander zu erfüllen. So fand Meh-tsi, was er suchte, in der „Lehre von der allgemeinen und gleichen Liebe gegen alle Menschen.“ „Liebe sei unser Gedanke, Wohlthun unser Handeln.“ Jedes Mitglied in der Gesellschaft sollte jedem andern Mitgliede, dem er begegnet, mit Liebe entgegenkommen und mit Großmuth und Selbstaufopferung Wohlthaten auf ihn häufen.

Alle Verirrungen in der moralischen Welt ent-

springen nach seinem Systeme aus dem Mangel an Liebe zwischen den Menschen; daraus erklärt er die Ungehorsamkeit der Söhne, die Streitigkeiten der Brüder, die Bedrückungen der Herrscher, die Rebellionen der Unterthanen. Wenn die Menschen ihre Kinder, ihre Brüder, ihre Untergebenen liebten, „wie sie sich selbst lieben," so würde es in der Welt keine Ungerechtigkeit, keine Unterdrückung geben. „Wenn der Mensch seines Nachbars Haus und seines Nachbars Person eben so hochschätzte als seine eigene, so würde er kein Dieb werden. Würden die Menschen die Einwohner anderer Länder mit derselben Zuneigung betrachten, die sie zu ihren Landsleuten tragen, so würde kein Krieg sein. Lasset nur einzig und allein die Menschen durch die ganze Welt sich lieben, und Ungerechtigkeit, Druck, Diebstahl und Krieg werden aufhören und eine vollständige Ordnung wird im ganzen Menschengeschlechte hergestellt sein. Wie ist es möglich, daß nicht jeder Weise, dessen Geschäft es doch ist, zu zeigen, wie die Welt am besten regiert wird, dieses Princip anerkennt und lehrt?"

Zweierlei ist in dieser Deduction interessant und lehrreich. Die letzten sieben unter den „zehn Geboten" des Judenthums und Christenthums sind hier nicht durch irgend eine supranaturalistische Fiction gebildet, sondern sie entwickeln sich einfach und unwiderleglich

aus dem Bedürfnisse der Gesellschaft. Die zehn Gebote, die bei uns im religiösen Katechismus stehen und von den Priestern erklärt und begründet werden, stehen bei den Chinesen im philosophischen Katechismus und werden vom Lehrer der Staats-Wissenschaft erläutert. Die Lehren der Kirche brauchen nicht erst künstlich mit den practischen Bedürfnissen der Gesellschaft in Congruenz gebracht zu werden; sie sind von vornherein identisch, und das ist es, was ich unter dem Utilitariismus der chinesischen Philosophie verstand.

Dann aber ist es zunächst unserer Aufmerksamkeit werth, daß wir die Grundlage des Christenthums in China bereits 300 Jahren vor Christi Geburt entwickelt finden. Zwei Unterschiede aber finden sich zwischen beiden Lehren vor, von denen ich den einen als qualitativen, als anderen den quantitativen bezeichnen möchte. Die Liebe des Christen ist ein Ausfluß des Gehorsams gegen Gott und der Nachahmung seines Beispiels. Der Apostel Johannes erklärt die Liebe für eine freie, selbstthätige Eigenschaft des Herzens, worunter er sich irgend ein immaterielles Fluidum gedacht zu haben scheint. Die Lehre von Meh-Tsi weiß nichts von Gott und vom Herzen; seine Liebe ist eine Forderung des kalten Verstandes. Das Christenthum ist aber noch einen Schritt

weiter gegangen: „Liebe Deine Feinde!“ So weit erstreckt sich Meh-Tsi's Liebe doch nicht. Wie sein Herz überhaupt von Liebe nichts weiß, so widerstrebt sein Nützlichkeits-Verstand gradezu dieser Erweiterung derselben. Er hat den Fall vorgesehen. „Wenn, sagt er, mein System vollständig zur Ausführung kommen könnte, so würde es gar keine Feinde geben können. Aber leider wird es immer Menschen geben, denen es an der nöthigen Einsicht fehlt, die Vortheile dieses Systems im Ganzen zu begreifen. (Einsicht — nicht Herz oder Religion.) Diese, wenn sie auch nur Feinde eines Einzelnen sind, müssen als Feinde der ganzen Gesellschaft betrachtet, und als solche behandelt und bestraft werden.“ Hierin zeigt sich das Praktische der chinesischen Cultur. Das Christenthum sagt: Liebe Deine Feinde, thue wohl Denen, die Dich hassen! Aber keine staatliche Organisation ist mit diesem Gesetze in Congruenz zu bringen. Jeder Staat, und wäre es der allerchristlichste, muß seine Feinde und die Feinde der Gesellschaft wie des Individuums verfolgen und bestrafen, und er tritt damit in offenen Widerspruch zu der Grundlehre des Christenthums. In China kann Niemand darüber verschieden denken; die Philosophen lehren es.

Meh-Tsi hatte richtig vorausgesehen. Trotz seiner Lehren, und — wie ich wohl hinzufügen darf — trotz

der Lehren des Christenthums hat es immer Feinde der Gesellschaft gegeben. Aber wenn wir die kurze Geschichte Europa's überblicken und wenn wir aus allen Staaten desselben zusammenrechnen wollten, was dort aus Mangel an Liebe seit nur 1000 Jahren verwüstet ist, welche Kriege, welche Rebellionen, welche Verfassungs-Aenderungen und wir sehen dann auf die verhältnißmäßige Ruhe in dem viel größeren und bevölkerteren China, während desselben Zeitraums, so neigt sich die Schale des Urtheils bedeutend zu Gunsten der „Einsicht."

Wir halten China für ein despotisch regiertes Reich, und doch ist es wunderbar zu wievielen praktischen Freiheiten jene Einsicht geführt hat, Freiheiten über deren Nützlichkeit wir gegenwärtig in den Kammern und in der Presse mit einem ungeheuren Aufwande von Gelehrsamkeit und Staatsweisheit streiten, und die wir erst in kleinem Theile und in verjüngtem Maßstabe errungen haben. Ich führe die folgenden an: Kauf und Verkauf von Land ist keinerlei Beschränkungen unterworfen; Land ist eine Waare, wie jede andere; vollständige Sicherheit des Besitzes, vollständiges, auch durch kein Verbrechen aufgehobenes Verfügungsrecht (Confiskation); — wir gründen noch Majorate und mit besonderer Staats-Weisheit Begabte sprechen für Maßregeln gegen die Theilbarkeit des

Bodens. Der Chinese durchwandert das Reich in 5—600 Meilen Länge, ohne eines Passes oder irgend einer Legitimation für staatliche Behörden zu bedürfen; er läßt sich nieder, wo es ihm beliebt, und er treibt jedes Gewerbe, welches ihm zusagt oder Nutzen verspricht. Mit unbeschränkter Freizügigkeit verbindet er vollständige Gewerbe-Freiheit, und hat sie immer besessen. Vieles, was wir abzuurtheilen gewohnt sind, wenn wir es mit dem Namen „chinesischer Zopf" bezeichnen, ist diesem Lande stets fremd gewesen. Den Zunftzwang hat es z. B. niemals gekannt. Seine Philosophen haben eingesehen, daß die Summe der Produkte einer Nation am größesten sein muß, wenn jedes Individuum seine Arbeit nach Neigung und Interesse regelt, und daß es für den Staat nicht auf die Masse des Arbeitens, sondern auf die Summe der Produkte ankommt. So hat sich in China seit urdenklichen Zeiten die Freiheit der Arbeit und des Verkehrs gebildet, und diesem Umstande muß mehr als jedem anderen die enorme Höhe der Bevölkerung, der Reichthum der Produktion, die Blüthe des Binnen-Handels zugeschrieben werden. Der Begriff der Handels-Associationen ist in China zu einer Ausdehnung gelangt, von der wir keine Ahnung haben; das Gedeihen derselben setzt aber für Denjenigen, der Einsicht in das Wesen und die inneren Erfordernisse solcher

Gesellschaften hat, nicht nur Freizügigkeit und Gewerbe-Freiheit, sondern eine durch gute Rechtspflege garantirte Sicherheit des Eigenthums, es setzt einen fein und fest organisirten Staat voraus.

Eine andere und nicht die geringste unter den chinesischen Freiheiten liegt in ihrer Gemeinde-Verfassung, die ich oben bereits als die Schranke der Centralisation bezeichnete; auch diese ist nicht eine zufällige oder revolutionäre Errungenschaft, sondern durchaus im Einklange mit einer Grundanschauung in der chinesischen Welt aufgewachsen. Ich habe vorhin die Lehre des Meh-Tsi erörtert. Ich muß hier hinzufügen, daß Meh-Tsi nicht siegreich war und daß sein Zeitgenosse Confucius (Kung-Tsi) mit der seinigen durchdrang und als der Schöpfer der ganzen chinesischen Entwickelung mit all ihren Vorzügen und Nachtheilen geworden ist. Auch Confucius lehrte die Liebe, aber er specialisirte dieselbe als die L i e b e d e r K i n d e r z u E l t e r n; daraus deducirt er Alles, darauf gründet er die ganze staatliche Ordnung; es ist das p a t r i a r c h a l i s c h e Verhältniß, die Autonomie der Familie, die er lehrt, und es liegt hier wie überall in der Familie die natürliche Begränzung der centralisirenden Staatsgewalt. Wir sehen deshalb in Frankreich, wo die Familie mehr als irgendwo zersplittert und der Familien-Begriff in sich ohnmächtig geworden

ist, die Centralisation weiter vorgeschritten als in irgend einem anderen Lande; der Staat reicht dort bis in den innersten Schooß der Familie. In China ist das Gefühl der Familie noch ein äußerst lebendiges und machtvolles und zu einer materiellen Ausdehnung gelangt, für die wir etwas Aehnliches etwa nur in den schottischen Clanschaften des Mittelalters finden. Nicht nur einzelne Weiler, ganze Dörfer, ja Orte, die nach unserer Rechnung sehr ansehnliche Städte ausmachen würden, repräsentiren eine einzige Familie; sie tragen denselben Zunamen und leiten ihren Ursprung aus gemeinsamer Quelle her. Sie beanspruchen dem Staate gegenüber vollständig die Stellung der Familie und damit die unbehinderte Regelung ihrer inneren Angelegenheiten. Wenn die Kraft eines einzelnen Mannes ausreicht, so steht das natürliche Haupt der Familie als Oberhaupt der Gemeinde da. Oft hörte ich (auf meinen Ausflügen in's Innere) in den Dörfern, in die wir zur Nacht mit unserem Boote einliefen, bei Sonnenuntergang den dumpfen Schall des Gong und bewunderte den Eifer und die Eilfertigkeit, mit der Alles nach dem Gemeindehause strömte, um den Berathungen beizuwohnen. Ueberschreitet die Zahl der Mitglieder und die Größe des Orts die Möglichkeit, auf diese primitive Weise regiert zu werden, so entsteht eine geordnete Gemeinde-Verwaltung mit fest

angestellten Beamten; aber diese Beamten stehen unter gar keiner Verantwortlichkeit gegen den Staat, sie sind einzig und allein ihren Machtgebern, der Gemeinde, verantwortlich, wie denn auch der Staat auf ihre Erwählung nicht den geringsten Einfluß ausübt. Ein großer Theil derjenigen Studirenden, welche in der zweiten Prüfung nicht bestanden haben, findet seine Verwendung in Communal-Aemtern. Diese Gemeinden nun haben nicht nur die Regelung ihrer eigenen materiellen Angelegenheiten zu leiten, sie haben auch über die Ausführung der allgemeinen staatlichen Gesetze innerhalb ihres Bezirkes zu wachen, ja sie haben sogar bis zu einem gewissen Grade die Gerichtsbarkeit (Verbal- und leichte Real-Injurien, kleine Diebstähle); und so groß ist die Schwäche oder Zurückhaltung des Staates diesen Gemeinden gegenüber, daß er sich selbst da nur in den äußersten Nothfällen hineinmischt, wo zwei verschiedene Gemeinden in Conflict mit einander gerathen. Sie streiten sich, sie schlagen ihre Schlachten, sie machen selbstständig Friedens-Verträge ohne Intervention irgend eines Staatsbeamten.

Und dennoch ist die Staatsgewalt eine vollständig geregelte und centralisirte. Das Land ist in 18 Provinzen getheilt, von denen jede durchschnittlich die Größe von Preußen, Sachsen, Braunschweig, Hannover, Holstein und Mecklenburg zusammengenommen

hat; der Gouverneur einer solchen Provinz, der sich bei uns in Europa unzweifelhaft „Kaiser“ nennen würde, ist in China zwar auch ein hochgestellter Beamter, aber auch nichts mehr; er nimmt etwa den Rang eines Ober-Präsidenten bei uns ein, wenn auch mit etwas weiter reichenden Machtbefugnissen; er ist in jedem Augenblicke absetzbar, und hat noch mancherlei Ministerial-Collegien über sich. Weiter abwärts geht eine ähnliche Gliederung in Districte und Kreise, wie bei uns. Alle officiellen Vorsteher derselben (Regierungs-Präsidenten, Landräthe) sind ihm verantwortlich, aber es giebt auch Fälle und Verhältnisse, unter denen sie mit den Ministerien oder direct mit dem Hofe in Peking correspondiren. Das Schreibewerk ist so complicirt und ausgedehnt wie bei uns, aber es steht ihm eine praktische Einrichtung zur Seite. Der Gouverneur der Provinz ist verpflichtet, jeden Morgen mit Sonnenaufgang eine öffentliche Audienz zu ertheilen. Bei diesem Levée erscheinen nicht nur die Beamten der verschiedenen Provinzial-Höfe, sondern auch Beamte aus der ganzen Provinz finden sich ein, sobald sie glauben, daß eine persönliche Besprechung irgend welcher Verhältnisse die Sache fördern würde. Noch eine dritte Kategorie von Beamten wohnt der Audienz bei, — die Beamten ohne Portefeuille. Dies ist gewiß eine der wunderbarsten Staats-Einrichtungen,

die man nur denken kann. Aus der Reihe derjenigen, welche das zweite und dritte Examen bestanden haben, ohne daß sie gleich eine geeignete feste Anstellung finden könnten, wird eine gewisse Anzahl in die verschiedenen Provinzen detachirt, ohne bestimmte Beschäftigung. Ihre Aufgabe ist, stillschweigend die ganze Regierungs-Maschine in ihrer Provinz zu überwachen, darüber nachzudenken und Vorschläge zur Verbesserung zu machen. Sie heißen des Kaisers „Augen und Ohren,“ und correspondiren direct mit demselben. Von welcher heilsamen Wirkung eine solche Institution in einem Lande sein muß, in welchem bei seiner ungeheuren Ausdehnung verbunden mit dem kindlichen Stadium der Communications-Mittel und dem Mangel einer täglichen Presse die ganze Regierungs-Maschinerie eine ungemein schwerfällige sein muß, welche Lücke sie auszufüllen geeignet ist in einem Lande, welches keine berathenden oder gar gesetzgebenden Körperschaften hat, das liegt meines Erachtens auf der Hand. Es könnte sie der Vorwurf treffen, daß sie nothgedrungen in Spionerie und Stellen-Jägerei entarten müsse. Aber auch dagegen ist Sorge getragen. Jede Anklage muß bewiesen werden; falsche Ankläger werden mit derjenigen Strafe belegt, die den Schuldigen getroffen hätte. Wenn aber Einer aus diesen geheimen politischen Missionären einen beamteten

Mann grober und anhaltender Nachlässigkeit überführt, oder den Nachweis zu liefern vermag, daß er sein Amt nach falschen Grundsätzen verwalte, dann wird ihm wohl die erledigte Stelle übergeben, allein es wird eine kleine Bedingung daran geknüpft: „Mache es nun besser und erreiche das vorgesteckte Ziel, oder —". Dies erhält alle Theile im Organismus wach, aufmerksam, strebsam.

Wir sehen im Leben der Völker und zwar aller Völker bisweilen Strömungen auftauchen, man weiß nicht woher sie kommen, und wohin sie eigentlich wollen. Von den Regierenden zu spät bemerkt sind sie bereits zu stark geworden, um abgelenkt zu werden, es kommt dann zum gewaltsamen Conflict und die Menschheit wird entweder eine Stufe weiter geführt auf der Bahn der Entwickelung oder sie wird zurückgeworfen in bereits entwöhnte Fesseln. Es giebt Staatsmänner aller Parteien in Europa, welche die freie Presse als das einzige und beste Mittel dagegen erklären, weil sie für Jeden wenigstens, der befähigt ist, ihre Sprache zu lesen, die öffentliche Meinung klar legt. In einem Lande aber, welches gar keine Tagespresse hat, wie China, kann die öffentliche Meinung, so aufmerksam auch die Diener des Staats mit oder ohne Amt sein mögen, sich niemals präventiv geltend machen; ihre Aeußerung kann immer nur eine Kritik

des bereits Geschehenen sein; sie drückt ihre Billigung durch Ruhe und Gehorsam, ihre Mißbilligung stets durch Rebellion aus. Man kann die Bewohner eines Landes, die kein anderes Hilfsmittel und schließlich kein anderes Recht haben, wohl bedauern, aber man ist selbst wider Willen gezwungen, die Zähigkeit anzuerkennen, mit der dieses seltsame Volk sich durch Jahrtausende kräftig genug erhalten hat, überhaupt eine öffentliche Meinung in sich zu erzeugen und sie zur Geltung zu bringen. Es hat außer der allmäligen Umwandlung des Feudal-Staates in den centralisirten keine einzige tiefgreifende Revolution vollzogen; aber die Blätter seiner Geschichte sind voll von Rebellionen, deren größte Tragweite ein Dynastiewechsel war.

Auch darin, wie dieses Volk seine öffentliche Meinung macht und ausspricht und wie im äußersten Nothfalle die Rebellion ausbricht, weicht es von dem bei uns üblich gewesenen Verfahren ab. Wenn der Mandarin, welcher einem Kreise, einem Districte oder selbst einer Provinz vorsteht, sich Ungerechtigkeiten, Unterdrückungen, ungerechtfertigte Erpressungen erlaubt, so greift die Bevölkerung als zu ihrem ersten Mittel — zum passiven Widerstande. Sie verweigern das Verlangte und erdulden eher alle möglichen Qualen, als daß sie zustimmen sollten. In vielen Fällen reicht dieses Mittel hin, den Mandarin zur Besinnung zu

bringen und seine tyrannischen Gelüste zu dämpfen. Oft nimmt dieser Widerstand eine Form und eine Ausdehnung an, die auch den Blindesten überzeugen muß, daß das was sich darin abspiegelt, wirklich eine öffentliche und allgemeine Meinung ist. Ein allgemeiner Strike beginnt; nicht wie in England und auch wohl bei uns der Strike einer einzelnen Gewerbsklasse, sondern die ganze Bevölkerung des Districts spricht gleichzeitig. Alle Gewerke feiern, alle Läden sind geschlossen, kein Ruder, kein Segel auf den Flüssen, Kanälen und Seeen; es ist ein vollständiger Stillstand alles Lebens. Der Mandarin, der sich auf falschen Wegen befand, sieht sich isolirt und verabscheut; schon das muß schwer zu ertragen sein, selbst für den abgefeimtesten Bösewicht. Aber die Bevölkerung hat neben ihrem passiven Widerstande zugleich von einem Rechte Gebrauch gemacht, das ihr in Dingen von allgemeinen Interesse zusteht, von dem Rechte des Appells an eine höhere Instanz. Die höhere Entscheidung trifft fast immer beide Seiten; der Mandarin aber wird gewöhnlich cassirt dafür, daß er es soweit hat kommen lassen. Er ist dann von der öffentlichen Meinung verabscheut und von oben seines Amtes entsetzt, ein für immer verlorener Mann. Dies macht die Mandarinen vorsichtig.

Dieser passive Widerstand hat aber doch seine sehr

traurigen Seiten; er ist bisweilen mit unglaublich großen Opfern verknüpft; allein diese Opferfreudigkeit ist ein ganz hervorstechender Charakterzug der Chinesen. In den angeführten Fällen hat das Volk natürlich wie überall seine Führer. Diese ordnen die ganze Angelegenheit und machen auch schließlich im Interesse der Sache Frieden mit dem Gouvernement, so gut sie eben können; an sich denken sie dabei nicht; sie wissen sehr wohl, daß der beleidigte Staat eine Sühne verlangt und daß sie die Opfer derselben sein werden; sie geben dann ihr Leben freudig dahin. Diese Leichtigkeit des Sichaufopferns erreicht bisweilen eine Höhe, die für den kalten Verstand etwas Unbegreifliches und — so viel davon verständlich ist — fast Lächerliches hat. In keinem Lande der Welt kommen wohl so viel Selbstmorde vor, als in China. Die Motive sind in den seltensten Fällen die bei uns üblichen, sie sind gewöhnlich: Rache oder der Wunsch, für ihre Familie oder ihre Gemeinde etwas zu erreichen. Wenn Jemand von einem Anderen tief beleidigt wird und zwar in einer solchen Weise, daß er ihn durch das Gesetz nicht dafür bestrafen kann, so glaubt er sich an dem Beleidiger nicht empfindlicher rächen zu können als wenn er sich selbst ermordet. So wird auch den Uebergriffen eines Mandarin's noch zur rechten Zeit durch die Drohung gewehrt, daß sich einige angesehene

Mitglieder der Gemeinde das Leben nehmen würden. Ich muß mir und den Lesern an der Erzählung dieser Thatsache genügen lassen, für die ich keine Erklärung finde. Ich kann nur wiederholen, daß sie Thatsache ist und die Bemerkung hinzufügen, daß sie, obgleich sie noch einfältiger aussieht als unser Duell-Princip, doch von ungleich practischerem Nutzen ist.

Mit diesen Mitteln sind aber auch alle Wirkungen des passiven oder negativen Widerstandes erschöpft. Ist damit kein zufriedenstellender Zustand der Dinge erreicht, so tritt der positiv handelnde ein. Einer in der Gemeinde wirft sich zum Führer auf; man fühlt sich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß auf dem bisherigen Wege des Rechtes nichts zu erreichen ist; man stellt sich außerhalb des Gesetzes, und aus friedlichen Landbebauern, Fischern, Kaufleuten und Handwerkern ist eine Räuberbande geworden. Ist der Führer geschickt, so schwillt sein Haufen leicht auf einige Tausende an. Nun aber ist der Zeitpunkt gekommen, nun muß es sich zeigen, was die öffentliche Meinung in weiteren Kreisen sagt; war die Bedrückung, die den Aufstand hervorrief, eine vereinzelte, hatte man im Uebrigen die Ueberzeugung, daß der Wille des Kaisers gut und daß die Mandarine gegen seine Intentionen gehandelt hatten, so wird der Aufstand im Keime erstickt werden, weil er keine Unter-

stützung findet. Sind aber solche kleinen Aufstände häufig und über das ganze Land verbreitet, dann bildet sich irgend wo unter einem geschickten Abenteurer eine ansehnliche Macht, man beginnt zu organisiren, und nun erst wird der Gedanke der Rebellion ein bewußter. Der Aberglauben bemächtigt sich der Sache; aller Augen sind auf den kühnen Rebellen gerichtet; wer kann sagen, ob er nicht einst Kaiser und der Gründer einer neuen Dynastie sein wird? Jeder, der die chinesche Geschichte kennt, — und jeder Chinese kennt sie — weiß, daß die größten und berühmtesten Dynastieen auf diese Weise gegründet sind. Geschehen nun gar Zeichen und Wunder, die zu seinen Gunsten ausgelegt werden können, so bekommt er die ganze Gewalt der öffentlichen Meinung für sich, und die Rebellion siegt in dem für China verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von vielleicht 20—30 Jahren.

Ich habe vorstehend die Grundzüge und die wesentlichen Merkmale des politischen Lebens in China so gedrängt und übersichtlich als möglich darzustellen versucht; man wird darin die Erklärung für die oft bewunderte tausendjährige Stabilität des Reiches erkennen, aber ein Blick auf die zahlreichen Rebellionen und den häufigen Wechsel der Dynastieen zeigt auch, daß alle Garantieen für eine „starke Regierung“ illusorisch sind, wenn sie nicht gleichzeitig Garantieen für die

Freiheit der Regierten sind. Da die gegenwärtige Erhebung, deren Zeitgenossen und Zeugen wir sind, von größerer Bedeutung erscheint, so halte ich es der Mühe werth, die nunmehr leichter verständlichen Gründe derselben und ihre Geschichte wenigstens in Umrissen einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Der gegenwärtigen Dynastie ging die Dynastie der Ming's voran, welche durch Rebellion auf den Thron gelangt, durch drittehalb Jahrhunderte mit großer Weisheit regiert hatte. Der letzte Kaiser dieser Familie, ein unkluger und entarteter Mann, verwickelte das Reich nicht nur in Kriege mit den westlichen und nördlichen Nachbarn, sondern gab auch so viel Veranlassung zur Unzufriedenheit im Innern, daß die kleinen Empörungen allmälig in eine einzige große zusammenschmolzen. Ein geschickter Rebell, Li-tsi-tsching, unterwarf nach achtjährigem Kampfe einen großen Theil des Reiches und zog im Jahre 1644 siegreich in Peking ein. Der letzte Ming-Kaiser endete sein Leben durch Selbstmord. Li-tsi-tsching sollte die Früchte seiner Bemühungen nicht ernten; einer der alten Generale, der die Nordarmee gegen die Tartaren befehligte, schloß einen Frieden mit diesen Feinden und erbat ihre Hülfe gegen den Usurpator. Diese Hülfe wurde bereitwillig gewährt; die Mantschu-Tartaren zogen in Peking ein, der Usurpator wurde vertrieben

und die Tartaren benutzten die günstige Gelegenheit, den erledigten Thron für sich selbst zu behalten. Nach einem blutigen und hartnäckigen siebenjährigen Kriege war der Kaiser der Mantschu-Tartaren gleichzeitig Kaiser von China. Sie erreichten dieses Ziel durch ihre Ueberlegenheit als Krieger und durch die herrschende Uneinigkeit in China selbst. Dennoch war ihre Stellung während der gesammten 200 Jahre, daß sie den Thron occupirten, niemals eine ruhige und gesicherte. Sieger allein durch's Schwert, untergeordnet in Bildung den Beherrschten, wurden sie zwar allmählig selbst ohne ihr Zuthun von der höher stehenden chinesischen Civilisation erobert; sie accommodirten sich, so viel es ihnen als den Mitgliedern einer andern Menschenrace möglich war, den chinesischen Anschauungen, und darum haben sie sich so lange zu halten vermocht; aber ganz Chinesen werden konnten noch wollten sie weder, darum haben sie voll Unruhe regiert; und weil sie neue Elemente aus der Tartarenwelt mit Hartnäckigkeit in die chinesische verpflanzen wollten, sind sie im Begriff, den Thron für immer zu verlieren.

Unter den sichtbaren und erkennbaren Ursachen der gegenwärtigen Erhebung treten besonders zwei in den Vordergrund; beide erklären den Haß gegen die Dynastie und die eine den Verfall der inneren Blüthe

des Reiches. Die Mantschu behielten ihre Haustruppen im Lande und vertheilten sie in kleinen Armeen von 2—3000 Mann durch alle Provinzen; sie bildeten gleichsam eine besondere Throngarde, auf welche sich die Kaiser für alle Fälle verlassen konnten. Diese Armeen, welche ihre Weiber und Kinder mit sich führten und geschlossene Kolonieen bildeten, waren in ihrer Eigenschaft als stehendes Heer dem philosophischen Geiste der Chinesen zuwider, und als anders denkende und anders handelnde Fremde waren sie ihm verhaßt. Auch scheinen sie die Kunst, sich beliebt zu machen, in keiner Weise verstanden zu haben. Roh, streitsüchtig, dem Trunke ergeben und voll von dem Uebermuthe, der stets den ungebildeten Sieger kennzeichnet, ließen sie überall ihr Uebergewicht fühlen, das im Laufe der Zeit um so drückender wurde, als sie sich von Jahr zu Jahr vermehrten.

Dann aber brachten die Mantschu einen Adel mit sich, dessen tiefliegende Nothwendigkeit für einen gesunden Staatsorganismus von den Chinesen noch nicht erkannt war. Diese hatten bis dahin streng daran festgehalten, daß der Staat nur dann sicher gedeihen könne, wenn für jede amtliche Stellung der Würdigste und Befähigtste ausgewählt würde, und daß dieser nur durch eine Allen zugängliche Prüfung ausfindig zu machen sei. Die Mantschu dagegen erhoben sich in

dieser Beziehung bis zu der Stufe der entwickeltsten civilisirten Staaten des damaligen (vielleicht auch noch heutigen) Europa's. Sie betrachteten den Adel als den Inbegriff aller Würde und aller Befähigung gerade für die hervorragendsten Stellen im Staate. Alle einflußreichen Aemter wurden an den Mantschu-Adel vergeben, der sich natürlich der vorgeschriebenen Prüfung nicht unterworfen hatte und nicht unterwerfen konnte. Solche System-Aenderungen können niemals bei vereinzelten Erscheinungen stehen bleiben; sie ziehen unabweislich weitere Entwickelungen nach sich. Man hatte zuerst nur die obersten Verwaltungsbehörden und so viel als möglich die Officiere für die reguläre chinesische Armee aus den Mantschu's entnommen. Es zeigte sich bald die Unzulänglichkeit dieser Maßregel. Auch mit der landesüblichen *Handhabung der Justiz* ließ sich nicht für Tartaren regieren. Es trat klar zu Tage, daß für die meisten Aemter außer Würde und Kenntniß sich noch ein drittes Erforderniß gebieterisch zur Geltung brachte, — *das einer bestimmten politischen Gesinnung*, das heißt im vorliegenden Falle: Anerkennung und Unterstützung der Mantschu-Dynastie um jeden Preis. Die nächste Folge war, daß bei der Unzulänglichkeit des tartarischen Personalbestandes Chinesen verwendet werden mußten, daß aber die vorgeschriebenen Prüfungen im Laufe der Zeit

immer weniger Maßstab der Befähigung wurden, daß man Ungebildete, falls sie nur die richtige gute Gesinnung hatten, auf Stellen setzte, die früher von höher Gebildeten bekleidet waren, daß damit der ganze Beamtenstand an Ansehn und heilsamem Einfluß verlor, und daß er aufhörte, der Träger und Vermittler fortschreitender Bildung zu sein. Ja es kam so weit, und namentlich in letzter Zeit, wo durch die kostspieligen Kriege mit England die Geldverlegenheiten der Regierung stiegen, daß die Stellen verkäuflich wurden. So wurden aus den Männern, die bis dahin die Freunde und Lehrer des Volks gewesen waren, seine Blutsauger, und zu dem moralischen und intellectuellen Verfall gesellte sich materielle Verarmung. Wie der Beamte selbst nur durch Verleugnung seiner bessern Ueberzeugung und durch einen immoralischen Act existiren konnte (denn kein Chinese liebt bis heutigen Tag die Tartaren), so mußte er nothgedrungen corrumpirend in weitere Kreise wirken; die öffentliche Meinung hörte auf, eine Macht zu sein; sie war moralisch corrumpirt, bestochen, eingeschläfert, entnervt. Worauf alle Kaiser China's ängstlich gelauscht hatten, was sie nicht nur als beste, sondern sogar als einzige Garantie ihrer eigenen Existenz zu betrachten gewohnt waren, der Knotenpunkt alles chinesischen Staatslebens lag nun zertrümmert. Die Centralisation war zwar geblieben,

aber sie war eine leere Hülle, der Geist war entflohen. Das spiegelt sich in einem Beispiele ab, welches man so schön und kräftig nicht leicht wiederfinden wird. Der vorige Kaiser (derjenige, unter welchem die Rebellion ausbrach) schrieb einst einen durch die Hofzeitung publicirten Nekrolog des Eingangs (Seite 193) erwähnten Staatsmannes Lin-tsi-seu. Er sagt darin: „Als wir zum Throne gelangten, wußten wir wohl, daß Lin durch den ehrenwerthen Eifer berühmt war, mit dem er die ihm anvertrauten Aufträge durchführte, und daß er damit eine rühmenswerthe Verachtung der öffentlichen Meinung verband."

Der große Verächter der öffentlichen Meinung und sein kaiserlicher Historiograph liegen nun beide zu ihren Vätern versammelt und sind in jedem Sinne des Wortes todt; die öffentliche Meinung aber ist erwacht und frisch auf ihre Füße gesprungen; man hat ihr die überzeugende Sprache des Friedens verwehrt, so blieb ihr nichts als der Schlachtenruf. Das chinesische Volk hat sich erhoben, nicht um neue schwindelnde Freiheiten zu erringen, nicht um ungeläuterte Begriffe in unklare Formen zu gießen, — es weiß nichts von Republik, von Volks-Vertretung, von Minister-Verantwortlichkeit — es verlangt einfach nach seiner alten Bildung, nach der Achtung seiner Meinung, nach der Heilighaltung seines Familien- und Gemeindelebens. Es hält sich

mit gar keinen Idealen und Phrasen auf, es organisirt keine neue Verfassungen, die Frage ist ihm vor der Hand eine rein persönliche. Der Kaiser ist die Regierung, und die Regierung ist schlecht; man wechsle den Kaiser, und die Regierung wird gewechselt sein.

Es wäre thöricht zu behaupten, daß aus dem allgemeinen klaren Bewußtsein der Sachlage sich die Empörung gebildet habe; das thut sie niemals. Zufälligkeiten führen zu Conflikten; wenn diese in eine Zeit allgemeiner meist unbewußter Erregtheit fallen, so werden sie ernsthaft und dehnen sich aus; die Bewußten bemächtigen sich dann des zufälligen Ereignisses, sie sprechen das Wort aus, das dunkel und ahnungsvoll in Allen geruht hat, und nun wird der lokale Conflikt allmälig zur allgemeinen Empörung. Dies ist genau auch der Verlauf der gegenwärtigen chinesischen.

Zu dem Widerwillen gegen die herrschende Dynastie hat sich aber für diesmal ein Begleiter gesellt, der sich in anderen Ländern schon oft als ein mächtiger Gefährte politischer Aufstände erwiesen hat, — religiöse Agitation. Daß das neue Chinesenthum vom Christenthume angehaucht ist, kann keinem Zweifel mehr unterliegen. Die Rebellen, welche zugleich eine neue Religion verkünden, kennen Christum und erkennen ihn als den Sohn Gottes. Ob dieser neue Inhalt, den die

Bewegung damit gewonnen hat, bedeutend genug sein wird, um als neuschaffendes Element in die Entwickelung einzutreten, kann nur die Zeit lehren. Ich für mein Theil zweifle, ob man die neue Sekte, die hier aufgetreten ist, mit vollem Rechte für Christen halten kann; es ist nur ein Stück des Christenthums, was sie haben, aber nicht das ganze Christenthum; ich halte vielmehr dafür, daß ihre Lehre wenig mehr sein wird, als die alte des Meh-tsi; es ist aber immerhin genug damit gewonnen, daß die specialisirte und beschränkte Liebe sich zur allgemeinen Menschenliebe erhoben hat. Die Rebellen nennen sich unter einander „Brüder."

Das Nähere darüber wird sich in den folgenden Abschnitt, welcher der Geschichte Hung-siu-tseuns, des Leiters der politisch-religiösen Bewegung gewidmet ist, an den betreffenden Orten einflechten.

II.

Hung-tsiu-tseuen, oder wie wir ihn im Laufe der Erzählung der Abkürzung wegen einfach nennen wollen: Hung, ist der Begründer und Chef der gegenwärtigen Insurrection und der von den Rebellen als „Sohn des Himmels" anerkannte Gegen-Kaiser. Die Geschichte dieses Mannes, welcher gleichzeitig als der

Stifter einer neuen Religion und als der Begründer einer neuen Dynastie auftritt, hat den eigenthümlichen Reiz, schon uns, den Zeitgenossen, in jenes mystische Halbdunkel gehüllt zu sein, in dem wir die Helden und Propheten unserer Vorzeit erblicken; jenes Halbdunkel, welches gestattet, alle Handlungen und Ereignisse einer verschiedenen Beleuchtung zu unterwerfen und den verschiedenen Parteien Spielraum läßt, nach zufälliger Neigung zu verdammen oder anzubeten. Ich will mich bemühen, die erkennbaren Thatsachen zu geben und dem Leser die ganze Maschinerie von Hülfsmitteln vorzuführen, deren, wie es scheint, so tiefgreifende Bewegungen niemals entbehrt haben und nicht füglich entbehren können.

Hung ist der dritte und jüngste Sohn eines armen Bauern, dessen wenige Aecker gerade dazu hinreichten, die kärgliche Existenz der Familie zu decken. Er wurde im Jahre 1813 in einem kleinen Dorfe oberhalb Canton geboren, und gehörte zu den Kindern, welche schon frühzeitig Vorliebe für Bücher und Lernbegierde zeigen. Bis zu seinem siebenten Jahre hielt ihn der Vater auf eigene Kosten in der Schule, dann aber scheinen sowohl seine Mittel nicht hingereicht zu haben, wie ihm auch andererseits die Arbeitskraft des heranwachsen-Knaben als ein wünschenswerther Zuwachs in seiner Wirthschaft erscheinen mochte. Nun tritt die Verehrung

der Chinesen für Bildung in ein recht charakteristisch-helles Licht durch die Thatsache, daß in allen solchen Fällen, wo ein Knabe Talent und Lust zum Lernen zeigt, die ganze Verwandtschaft zusammentritt und durch vereintes Wirken seine Weiterbildung ermöglicht. Das geschah auch bei Hung, dem es auf diese Weise gestattet war, seine Studien bis zum sechszehnten Jahre fortzusetzen; dann ist er einige Monate in der Wirthschaft seines Vaters beschäftigt und hütet in den bergigen Gemeindetriften das Vieh. Auch aus dieser für ihn unpassenden Lage wird er durch den Beistand seiner Sippschaft erlöst, welche ihn als Schullehrer installirt. Diese Beschäftigung ließ ihm Zeit, die vorgeschriebenen Studien zu verfolgen und in der Distriktsstadt das erste Examen glücklich zu bestehen. Einige Jahre darauf ging er nach Canton, als der Provinzial-Hauptstadt, um das zweite Examen zu machen, ein Versuch, welcher mißlang. In den Straßen von Canton hörte er zum ersten Male einen Missionar unter dem Beistande eines chinesischen Dolmetschers predigen, ohne ihm besondere Aufmerksamkeit zu schenken; doch wurden ihm bei dieser Gelegenheit einige Traktate zugestellt, Abhandlungen eines chinesischen Convertiten, untermischt mit Abschnitten aus dem alten und neuen Testamente. Hung nahm sie mit sich, blätterte oberflächlich und mit chinesischer Eingenommenheit

gegen alles Fremde darin umher und legte sie unbeachtet bei Seite. Einige Jahre später, im Jahre 1837, sehen wir ihn wieder in Canton zur Prüfung erscheinen — mit demselben unglücklichen Erfolge. Es ist schwer zu sagen, ob Unzulänglichkeit des Wissens, ob Schüchternheit oder die Armuth daran schuld waren. Krank an Körper und Geist, ermattet und tiefverstimmt wird er in einem Tragstuhle nach der Heimath transportirt; er ist selbst der festen Ueberzeugung, daß der Tod ihm nahe ist. Ein fieberhafter, nervenerregter Zustand wirft ihn für Monate aufs Krankenlager. Seltsame, lebhafte Träume gehen unaufhörlich, ob schlafend, ob wachend, durch seine Seele. Er selbst erzählt später einen davon, welcher alle charakteristischen Merkmale einer „Vision“ aller Propheten hat.

„Er sah einen Drachen, einen Tiger und einen Hahn in sein Zimmer treten; hinter ihnen bemerkte er viele Menschen, die sich ihm musicirend mit einem schön geschmückten Tragestuhl näherten, ihn einluden, darauf Platz zu nehmen, und ihn hinwegtrugen. Sie gelangten bald auf einen schönen glänzendhellen Platz, wo auf beiden Seiten eine unübersehbare Menge schöner Männer und Frauen versammelt waren, die ihn mit der lebhaftesten Freude begrüßten. Als er sich von seinem Stuhle erhob, faßte ihn eine alte Frau

bei der Hand und führte ihn hinab zu dem Ufer eines Flusses. Sie sagte zu ihm: „Du schmutziger Mann, warum hast Du Gemeinschaft mit jenem Volke gemacht und Dich selbst befleckt? Ich muß Dich nun rein waschen!" Nachdem dies vollbracht, wurde er von einer großen Zahl bejahrter und ehrwürdiger Männer, unter denen er viele Weise der Vorzeit erkannte, in ein großes Gebäude geführt, wo ihm mit einem Messer der Leib geöffnet, das Herz und andere Theile herausgenommen und neue mit frischer rother Farbe eingesetzt wurden. Die Wunde schloß sich augenblicklich und er konnte keine Spur des gemachten Einschnitts mehr entdecken. Darauf führte man ihn in eine andere große Halle, deren Pracht und Schönheit unbeschreiblich waren. Ein Mann von ehrwürdigem Alter mit goldenem Barte, in schwarzem Kleide, saß in gebietender Stellung auf erhabenem Platze. Sobald er Hung bemerkte, brach er in Thränen aus und sagte: „Alle Menschen in der Welt sind durch mich geworden und leben durch mich; sie essen mein Brod und tragen meine Kleider, aber nicht ein einziger von ihnen hat ein Herz, sich meiner zu erinnern und mich zu verehren. Was aber noch schlimmer ist, sie nehmen meine Gaben und verehren doch andere Götter, Dämonen; sie erheben sich gegen mich und erfüllen mich mit Zorn. Du aber wirst ihnen nicht nachahmen." Darauf gab

er ihm ein Schwert und befahl ihm, die falschen Götter zu vernichten, seine Brüder und Schwestern aber zu schonen; desgleichen ein Siegel, kraft dessen er die bösen Geister bändigen würde, und eine gelbe Frucht, süß von Geschmack. Sobald er diese Zeichen empfangen, begann er zu der Menge zu sprechen, die in der Halle versammelt war, und sie zur Rückkehr zu ihren Pflichten gegen den alten ehrwürdigen Mann zu ermahnen. Einige antworteten darauf: „Es ist wahr, wir haben unsere Pflichten verabsäumt.“ Andere sagten: „Warum sollten wir ihn verehren? Laßt uns vergnügt sein und trinken!“ Hung fuhr in seinen Ermahnungen fort und vergoß zuletzt Thränen des Eifers. Da sagte der alte Mann zu ihm: „Fasse Muth und thue das Werk, ich will Dir beistehen in allen Gefahren.“ Gleich darauf wendete er sich zu der Versammlung der Weisen und Tugendhaften, die bei ihm standen und sagte: „Hung ist befähigt zu dem Auftrage!“ und indem er ihn dann bei der Hand nahm, hieß er ihn abwärts blicken: „Siehe alles Volk auf dieser Erde! Hundertfältig ist die Verderbtheit ihrer Herzen.“ Hung sah niederwärts und überblickte so viel Verderbtheit und Laster, daß seine Augen es nicht ertragen und sein Mund es nicht wiedergeben konnte.“

In anderen Träumen sah er und erzählte oft von

einem Manne in mittlerem Alter, den er seinen „älteren Bruder" nannte, der ihn unterrichtete, was er zu thun habe, der ihn überall begleitete und ihm die bösen Geister bekämpfen half. Dieser ältere Bruder gewinnt später Gestalt und Namen von Christus. Seltsam, daß auch in diese erste Visions-Periode schon Kaiserträume fallen. Er erklärte während seiner Krankheit zum öfteren, daß er der rechtlich bestimmte Kaiser von China sei, und es schien ihn zu beruhigen, wenn man ihm diesen Namen gab. Jedenfalls giebt es Zeugniß davon, wie lebhaft schon damals in den Köpfen der jungen Leute der Gedanke einer Vertreibung der Mantschu-Dynastie Wurzel geschlagen hatte.

Von seiner Krankheit erstanden, schien Hung ein anderer Mensch an Geist und Körper geworden zu sein. Er war sorgfältig auf seine Haltung bedacht, sein ganzes Wesen freundlich, offen, vertrauenerweckend; er schien größer und stärker geworden, sein Schritt war fest und imponirend. Eine Erscheinung, die wir bei jungen Leuten nach schwerer Krankheit häufig bemerken. Nach seiner Genesung sehen wir ihn ruhig wieder zu seiner gewohnten Beschäftigung zurückkehren, die Kinder unterrichten und sich auf's Neue zur Prüfung vorbereiten, ein Zeichen, daß weder er noch seine Umgebung zu jener Zeit irgend ein Gewicht auf seine Visionen gelegt habe. Die aus Canton mitgebrachten

Traktate lagen noch immer unberührt in seiner Bücherkiste. Er war noch ein treuer und orthodoxer Anhänger der chinesischen heiligen Bücher und betrachtete das Christenthum als eine abergläubische und falsche Lehre der westlichen Barbaren. Von diesen selbst hatte er keine andere Vorstellung, als daß sie lächerliche Menschen in engen weißen Kleidern seien, mit hohen Cylindern auf dem Kopfe, und daß sie eine sonderbare Geschicklichkeit besäßen, baumwollene Zeuge, Uhren und große Schiffe zu machen.

Indessen war nach dem Jahre 1842 doch in den Köpfen der Chinesen, wenigstens in der Umgegend von Canton, eine kleine Umwandlung des Urtheils über die fremden Barbaren vor sich gegangen. Sie hatten nicht allein wunderbare Feuerschiffe, sondern auch andere unwiderstehliche Kriegsmaschinen gezeigt, und wenigstens, wenn keine andere, so doch eine militairische Organisation bekundet; sie hatten die Mantschu's zu einem schmählichen Frieden gezwungen, und von dem Haß der Chinesen gegen die herrschende Dynastie war mit einem Schlage der Alp des Glaubens ihrer Unbesiegbarkeit genommen. Prinzen des kaiserlichen Hauses waren gezwungen, in persönlichen freundlichen Verkehr zu den fremden Barbaren zu treten, und vier neue große Häfen in den Nord-Provinzen waren ihnen geöffnet worden. In dieser Zeit, wo sich

die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Fremden richtete, mag auch Hung, durch diesen ganz äußerlichen Umstand getrieben, sich seiner Traktate erinnert haben, von dem Wunsche getrieben, etwas näher in diese fremde Welt hineinzublicken.

Wie groß war sein Erstaunen, in diesen Büchern so viele Anknüpfungspunkte mit seinen eigenen Visionen zu finden; in wie auffälliger Weise entsprach ihr Inhalt Allem, was er vor 6 Jahren in seinen Träumen gesehn und gehört hatte! Er glaubte nun klar zu verstehen, daß der ehrwürdige alte Mann, der auf dem erhabenen Platze gesessen hatte, und den alle Menschen anbeten sollten, Gott, der himmlische Vater gewesen sei; der Mann von mittlerem Alter, der ihn unterrichtet und ihm geholfen hatte, die bösen Geister zu vernichten, mußte Jesus, der Heiland der Welt, sein. Hung fühlte sich wie aus bangem Traume erwacht; es überkam ihn die freudige Ueberzeugung, in Wirklichkeit einen Weg zum Himmel und die sichere Hoffnung auf ewiges Leben und Glück gefunden zu haben.

Nun muß man in Rechnung stellen, daß der Verfasser jener Bücher, welche Hung zur Disposition standen, nicht ein Europäer, sondern ein chinesischer Convertit war, der, aus niedrigem Stande geboren, ohne sorgfältige Erziehung und Bildung, einige Jahre in

der Missions-Druckerei zu Canton als Arbeitsmann beschäftigt und getauft war. In einem solchen Kopfe konnte die neue Lehre sich nur unklar abspiegeln, und da seine Ausdrucks- und Schreibweise nach biblischen oft so mystischen Mustern gebildet war, so ist nicht zu verwundern, wenn die Lehre in dritter oder vierter Hand bisweilen als eine wesentlich verstümmelte zum Vorschein kam.

Hung studirte die neue Lehre nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit seinem Freunde Li; Beide bekannten sich nun zum Christenthume und verrichteten die Handlung der Taufe gegenseitig an sich, so weit sie den Ritus aus ihren Büchern verstanden; dann begannen sie sogleich öffentlich zu predigen und zu bekehren. Zwischen Hung und Li zeigte sich sehr bald ein auffallender Unterschied in Betreff ihrer persönlichen Bedeutsamkeit. Aus der Uebereinstimmung seiner Bücher mit seinen Visionen zog Hung einen doppelten Schluß. Sie bewiesen ihm erstens ihre wechselseitige Wahrheit und Göttlichkeit, und darum konnte er zweitens seine eigene mit hinein verwobene Person als ein von Gott auserwähltes Rüstzeug betrachten. Ohne diesen felsenverrückenden Glauben ist noch niemals der Lehrer einer neuen Religion groß geworden. Und dieser Glauben an sich selbst war es, der Hung eine Festigkeit in seinem Auftreten verlieh, die zur Unter-

werfung aufforderte, der seiner Rede jene Kraft, jenes eigene Durchdrungensein von der Wahrheit gab, welche fortreißen und überzeugen. Er erinnerte sich nun auch des Schwerts, des Siegels und der gelben Frucht (?), die ihm in seiner Vision übergeben waren, und es mag immerhin sein, daß er schon damals das Schwert als einstigen Gehülfen seiner Mission betrachtete und daß ihm die Begriffe von geistlicher und weltlicher Macht in einen zusammenflossen.

Die ersten Convertiten, welche Hung machte, waren seine ehemaligen Collegen, die Schullehrer der nächsten Umgegend, seine eigenen Eltern, seine Brüder mit ihren Weibern, die er sämmtlich taufte. Die bedeutendste Eroberung, die er machte, war die Bekehrung des Fung-yun-san, eines armen Erdkarrers, der jetzt den Titel „östlicher Prinz" führt und sich mit seltener Begabung und nie ermüdetem Eifer der Sache gewidmet hat.

Das hauptsächlichste und äußerliche Erkennungszeichen der Bekehrung war die Abschwörung des alten Götzen- und Bilderdienstes. Allein es scheint, als ob Hung und Fung, die nun gemeinschaftlich arbeiteten, auch auf die von allen Propheten vor ihnen gemachte Erfahrung gestoßen seien, daß der Prophet im Vaterlande nichts gelte; ihre Armuth zwang sie, aus ihrem heimischen Kreise auszuwandern. Sie wendeten sich

zunächst in die höher gelegenen Bergdistrikte, die von einem eigenthümlichen wilden Bergvolke bewohnt waren, das bis auf diese Tage eine gewisse Unabhängigkeit, eigene Religion und eigene Sitten bewahrt hatte. Hung mochte wohl von der dunkeln Ahnung geleitet sein, daß, wenn es gelingen wollte, diese Bergstämme zu bekehren, damit ein compacter Körper und ein fester Ausgangspunkt für die Bewegung erobert wäre. Indessen fanden sie in der Verschiedenheit des Dialekts, den diese Bergbewohner sprachen, ein unübersteigliches Hinderniß vor und sie mußten sich damit begnügen, einige echte Chinesen, die sich dort als Lehrer angesiedelt hatten, zu taufen und diesen den Weiterbau des Werkes zu überlassen. Sie wendeten sich dann wieder dem Süden zu, fanden in einem anderen Bezirke bei einem Verwandten Hung's Aufnahme und tauften im Verlaufe von 5 Monaten einige hundert Personen. Es sind niemals die Reichen, von denen eine Revolution oder eine religiöse Reformation ausgeht; beide haben ihre ersten Wurzeln stets in den ärmsten Klassen des Volkes. So scheint auch die hier geworbene neue Gemeinde nicht im Stande gewesen zu sein, ihre Lehrer zu ernähren, und da Wang, Hung's Verwandter, selbst arm war, so trennte sich Fung von ihnen mit der Absicht, auf einige Zeit nach Hause zu seiner Familie zurückzukehren. Auf seinem Wege begegnete er einigen

Arbeitsleuten, Erdkarrern, wie er selber einer gewesen war. Sein Bekehrungseifer ließ ihn die Heimath vergessen und er begleitete die Arbeiter wieder in einen anderen District, wo er, um sein Ziel sicherer zu erreichen, zu seiner früheren Beschäftigung zurückkehrte und Erde karrte. Er bekehrte die Arbeiter und bekehrte den Herrn, der sie beschäftigte; er wurde als Lehrer angestellt, vergaß Heimath und Familie auf mehrere Jahre, lehrte und taufte in der Gegend, so daß ganze Familien und ganze Dörfer sich zu neuen Religions-Gesellschaften vereinigten, und legte hier den ersten festen Grund für die Ausbreitung der neuen Lehre. Fung wird als der reinste, glaubensvollste und eifrigste unter Hung's Aposteln bezeichnet. In der Zwischenzeit war Hung nach seiner Heimath zurückgekehrt und 1847 finden wir ihn plötzlich in Canton im Etablissement des amerikanischen Missionärs Mr. Roberts, eifrig dem Studium der fremden Schriften ergeben. Wie abgeschwächt in ihm wieder die Idee geworden war, daß er selbst ein besonders Begabter und Auserwählter sei, und wie tief die patriotischen Träume seiner Jugend in den Hintergrund getreten waren, geht aus dem Umstande hervor, daß er den Wunsch aussprach, zum Lehrer der christlichen Religion unter Mr. Roberts Leitung ausgebildet und getauft zu werden. Bei seiner Armuth war er gezwungen, bei dem

Missionär um eine Unterstützung nachzusuchen, welche ihm Lebensunterhalt für einige Monate gewähren sollte. Welche Gründe nun auch immer obgewaltet haben mögen, Mr. Roberts schlug die Bitte ab. Hung war gezwungen, seine Studien abzubrechen und sich mit dem genügen zu lassen, was er wußte. Es adelt den Mann, daß er hierüber in seinem späteren Leben niemals Groll empfand, sondern noch jetzt in dem freundschaftlichsten Verkehr mit seinem ehemaligen Lehrer steht. Es zeigt aber auch, welchen Zufälligkeiten einzelne religiöse Institutionen ihre Entstehung verdanken. Hung veröffentlichte später eine Anweisung, „wie man sich selbst taufen könne"; er wollte den innerlich Gläubigen dadurch unabhängig machen von der Willkür Anderer oder von irgend welchen Hinderungsgründen. Hung begab sich nun wieder zu seinem Verwandten Wang, bei dem er Kunde erhielt von der Thätigkeit Fung's und von dem guten Boden, den derselbe für seine Lehre gefunden habe. Bald sehen wir nun die beiden Freunde wieder vereint wirken, und Alles nahm jetzt einen schnelleren und großartigeren Fortgang. Tausende wurden getauft, und Gebildete traten über. Graduirte der ersten und zweiten Prüfung widmeten sich der Sache mit Eifer; reiche und angesehene Männer wurden bekehrt. Obgleich nun Fung als der eigentliche Stifter dieser Gemeinden zu

betrachten war, so erkannte jedoch er sowohl als alle Mitglieder der neuen Gemeinde Hung als unbezweifeltes Oberhaupt an. Die Aussichten auf günstigen Erfolg hatten sein Wesen wieder gehoben, er glaubte wieder an seine göttliche Mission und dies gab seiner ganzen Haltung den Ausdruck der Autorität, den er seitdem nicht mehr ablegte; er war zudem der Gebildetste unter Allen, hatte zuletzt in Canton tiefere Einblicke in das Christenthum gethan, scheint aber ohne organisatorisches Talent zu sein.

Wer wollte es Hung verdenken, wenn er sich jetzt gern seiner Vision erinnerte und sie als ein wirksames Mittel betrachtete, Einfluß auf Andere zu gewinnen! That es doch auch unser Apostel Paulus. Wer wollte es ihm verdenken, wenn er sich im Feuereifer fortreißen ließ selbst zu Gewaltthaten! Hatte er doch gelesen, daß auch Christus die Tempelschänder mit Gewalt verjagte. Er begann, Götzenbilder zu zerstören und sagte: „Zu viel Geduld und Nachsicht ist in unserer Zeit nicht angewendet; es ist unmöglich, damit diese verderbte Generation umzuwandeln.“ Da nun die „Gott=Anbeter“ nach dem Beispiele Hung's eine Menge von Lokal=Götzen zerstört hatten, regten sie alles Volk, das sich nicht zu ihnen bekannte, in Erbitterung gegen sich auf, und der erste Conflict mit der staatlichen Gewalt brach aus. Hung war zu jener Zeit nach

Canton gegangen und Fung nebst einem anderen Mitgliede der Gesellschaft wurde auf Anordnung der Mandarinen gefänglich eingezogen; der Letztere starb im Gefängnisse und Fung wurde verurtheilt, nach seiner Heimath transportirt zu werden. Unterweges bekehrte er jedoch seine Wärter, wurde freigelassen und taufte sie. Als Hung im Jahre 1850 von Canton zurückkehrte, fand er in der Gemeinde Manches verändert; der Fanatismus hatte sich gesteigert, und es zeigten sich Symptome, die auch bei der Bildung anderer Sekten zu Tage getreten sind: die Exaltation führt zu auffallenden nervösen Erscheinungen. So ereignete es sich häufig, daß Einige aus der Gemeinde, während sie auf den Knieen tief in Gebet versunken lagen, in Zuckungen und Krämpfe verfielen, bis sie mit Schweiß und Schaum bedeckt waren. In solchen extatischen Zuständen trieb sie dann der Geist, wunderbare Worte zu sprechen, zu ermahnen, zu tadeln, zu prophezeien. Die wichtigsten dieser Worte wurden von Anderen in der Gemeinde niedergeschrieben und Hung bei seiner Rückkehr vorgelegt. Dieser prüfte sie nach ihrem Verhältnisse zu seiner Lehre und erklärte einige für wahr, die anderen für falsch, die einen als von Gott stammend, die anderen als vom Teufel. Unter Allen aber zeichnete er zwei Männer aus, deren Worte er als von

Gott eingegeben bezeichnete. Mir scheint dieser Umstand ein erheblicher Beweis für die Reinheit von Hung's Absichten zu sein. Wäre er ein gewöhnlicher, ehrgeiziger Agitator gewesen, so würde er in Yangsiutsin und in Seautschau vielmehr Nebenbuhler entdeckt haben, besonders da die Worte des ersteren als direkte Verkündigungen Gottes, die des letzteren als Verkündigungen Jesu erschienen. Beide Männer sind heute Prinzen in der neuen Organisation. Es fehlte der neuen Sekte selbst nicht an Wundern und viele kranke Personen wurden auf überraschende Weise durch Gebete geheilt, und zwar war es hauptsächlich Yong, dessen Gebete eine besondere Heilkraft besaßen. Es scheint, als habe er durch sein Gebet zuerst eine Transaktion der Krankheit auf sich selbst bewirkt, diese dann eine kurze Zeit ertragen und sich dann selbst frei gebetet. Man wird unwillkürlich geneigt, an Erscheinungen des thierischen Magnetismus dabei zu denken, durch welchen Materialisten bekanntlich auch anderweitige Wunder zu erklären geneigt sind. Seltsam bleibt es übrigens, daß diese wunderthätige Kraft der Propheten und Apostel jedesmal erlischt, sobald die Reformation eine gewisse Höhe erreicht hat, und das klare Auge der gesammten erwachten Mitwelt prüfend auf ihnen ruht.

Noch ein Jahr lang, bis zum Herbst 1850, be-

wahrte die junge Gemeinde streng ihren religiösen Charakter; dann aber wurde sie durch eine ernstliche Collision mit den Local-Behörden zum offenen Widerstande gezwungen und nahm gleich darauf den Character einer politischen Bewegung in größtem Maßstabe an.

Ich habe bereits eines unwillkürlichen Gehülfen der Insurrection gedacht, des britischen Gouvernements, welches durch seine Kriege gegen China den in der Idee des Volkes eingebürgerten Glauben an die Unbesiegbarkeit der Mantschu-Truppen wiederholt vernichtet hatte. Nun muß ich nachholen, daß der schon im ersten Abschnitte mehrfach erwähnte Widerwillen des Chinesen gegen sein Herrscherhaus seit den Tagen der Thronbesteigung eine stille Quelle von Nahrung aus geheimen Gesellschaften zog, die sich mit bewundernswürdiger Zähigkeit bis auf die Neuzeit erhalten und fortgepflanzt haben. Diese geheimen Gesellschaften hatten ihre Heerde theils in den Berg-Völkern, theils in See-Räubern, welche unaufhörlich einen kleinen Krieg gegen die Regierung unterhielten. Zu dieser Zeit nun scheint es, daß diese geheimen Gesellschaften nachdrücklich verfolgt und oft aus ihren Heimathsorten verjagt wurden. Bis zu dieser Zeit hatten die Anbeter Gottes noch in keinerlei Verbindung zu diesen Gesellschaften gestanden, wie

auch die kaiserlichen Soldaten, welche die Räuber oder politisch Geächteten verfolgten, die Gemeinde vollständig unbelästigt ließen. Nun aber strömten aus zerstörten Städten und Dörfern ganze flüchtende Schaaren mit ihrer beweglichen Habe zu Hung und flehten um Schutz. Die Dinge näherten sich ihrer Krisis, die religiöse Gemeinde wurde dadurch mit in den Kampf hineingezogen. In dieser Zeit entwickelte Hung eine ungemeine Thätigkeit und Umsicht; er bekehrte und taufte die meisten der neuen Ankömmlinge und gab seiner Gemeinde dadurch einen kriegerischen Hinterhalt; er ließ nun Worte fallen, daß die Zeit der Erfüllung gekommen sei. An der Grenze der Entscheidung hatte er jetzt nicht mehr nach den Gründen des Rechts und der Sterblichkeit für eine offene Insurrection zu fragen, er hatte einfach seine Mittel in Ueberlegung zu ziehen. In Voraussicht der kommenden Dinge hatte er seine Gemeinde bereits vorher dazu bewogen, ihre unbewegliche Habe zu veräußern, und den Erlös, sowie den Ueberfluß ihres beweglichen Vermögens in eine allgemeine Kasse abzuliefern, aus der jeder seine Nahrung und seine Kleidung bezog. Also auch die unklaren Regungen des Communismus blieben der Bewegung nicht fremd. Hatte nicht auch Christus von seinen Jüngern verlangt, daß sie Alles abthaten und den Armen

überlieferten? War es nicht sein Wort: Eher wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, ehe denn ein Reicher in den Himmel kommt? So hatte sich ein kleiner Fonds angesammelt und die Zahl der männlichen Vertheidiger der Gesellschaft war erheblich gewachsen. Für die Staatsbehörden, welche wahrscheinlich schon längst nach einem ostensiblen Grunde suchten, gegen die Gemeinde einzuschreiten, schien sich jetzt die Gelegenheit dazu darzubieten; sie beschlossen, Hung und Fung durch Ueberrumpelung gefangen zu nehmen. Hung erhielt Kunde davon und zog sich in die Berge zu einem treuen Bekenner zurück, zu dessen Haus nur ein enger Fußsteig führte. Hier wurde er ausgekundschaftet und der Paß besetzt. Unterdessen hatte aber Hung wieder eine seiner Verzückungen bekommen und eröffnete den Brüdern die Gefahr, in der ihre Führer schwebten; er riß sie mit feurigen Worten zu einem kühnen Entschlusse mit sich fort. Die Mandarinen-Truppen wurden überfallen und geschlagen, die geliebten Führer befreit und im Triumphe umhergeführt. Es war dies das erstemal, daß es zu einem wirklichen Kampfe zwischen beiden Parteien gekommen war. Hung hatte sich wieder als begeisterter Seher und als ein geschickter militairischer Führer gezeigt. Er ist bis heutigen Tages der militairische Leiter der Insurrection. Hung trug nun zunächst Sorge, alle

Mitglieder des neuen Bekenntnisses auch aus anderen Gegenden an sich heranzuziehen und seine Macht zu concentriren. Es strömte nun von allen Seiten herbei, da die Verfolgung der Gott-Anbeter nun allgemein geworden war. Weitsching, gegegenwärtig der Zweite im militairischen Commando führte ihm allein 1000 Mitglieder aus seinem eigenen Clan zu; und was vielleicht von größerer Wichtigkeit als die Zunahme der Soldaten war, — es vereinigten sich mit Hung eine Menge Gebildeter aus den zweiten und selbst aus den dritten Prüfungs-Klassen.

Hung erkläate nun offen, daß die neue Religion, die er lehre, nimmer von den Mantschu geduldet werden würde, und er stellte daher als nächstes großes Ziel die Vertreibung derselben hin; damit beginnt die Rebellion der Taeping's, wie sich selbst nennen, oder der Anhänger des ewigen Friedens.

Ich schließe hier meine Geschichte Hung's, weil ich meine Aufgabe für gelös't halte, die Motive der Insurrection, sowohl die tiefer liegenden als die zufälligen dem Auge des Publicums klar zu legen. Hung's Gestalt entzieht sich fortan unserer Beobachtung, wenigstens soweit dieselbe für den deutschen Leser von Interesse sein kann. Was noch übrig wäre, zu erzählen, wäre die Geschichte eines Krieges, deren Darstellung ich nicht gewachsen bin. Wie er wuchs,

und wie sein Werk der Liebe ein Werk vielfacher Zerstörung wurde, davon giebt eine Proclamation Kunde, die schon im Jahre 1851 von seinen Anhängern erlassen wurde. Es heißt darin: „Unser himmlischer Prinz hat die Botschaft empfangen, die Mantschu zu vernichten, sie zu vernichten bis auf's Aeußerste, Männer, Weiber und Kinder, desgleichen zu vernichten alle Bilderanbeter, und das Reich als sein wahrer Souverän in Besitz zu nehmen. Es selbst und Alles was darin ist, seine Berge, seine Ströme, seine weiten Flächen und alle seine Schätze, — euch und Alles was euer ist; eure Familie männlich und weiblich, von euch selbst abwärts bis zu eurem jüngsten Kinde, euer Eigenthum, euer väterliches Erbe bis auf das Band um eures Kindes Arm. Wir gebieten über die Dienste Aller und wir nehmen Alles. Wer sich uns widersetzt, ist ein Rebell und ein Bilderanbeter und wir tödten ihn ohne Gnade; aber wer unseren himmlischen Prinzen anerkennt, soll reichlich belohnt werden mit Ehren und Stellen in der Armee oder am Hofe unseres himmlischen Prinzen." Und sie haben Wort gehalten; als z. B. Nanking mit Sturm genommen wurde, schlachteten sie die 20—30,000 Tartaren, die darin waren, erbarmungslos ab.

Hung selbst erließ eine Proclamation im Jahre 1852, die ich als nach einer anderen Seite hin cha-

racteristisch mittheilen will; sie kennzeichnet die Rolle zu welcher die religiöse Bewegung dabei herabgesunken ist.

„Am 19. April 1851 erschien der himmlische Vater in dem Dorfe Tunhiang und redete die Menge folgendermaßen an: „O, meine Kinder, kennt ihr den himmlischen Vater und euren himmlischen älteren Bruder?" Hierauf erwiederten sie Alle: Ja, wir kennen sie wohl. Der himmlische Vater sagte darauf: „Kennt ihr auch euren Herrn und liebt ihr ihn wahrhaft?" Darauf antworteten sie Alle: Ja, wir kennen ihn wohl. (Damit ist Hung gemeint.) Der himmlische Vater sagte: „Ich habe euren Herrn in die Welt hernieder gesendet, damit er euer himmlischer König sei; jedes Wort, welches er spricht, ist ein himmlisches Gebot; ihr müßt gehorsam sein! Ihr müßt eurem Herrn getreulich beistehn und ihn als euren König betrachten! Ihr müßt nicht wagen, widerspenstig oder ungehorsam zu sein, und Jedem, der dawider handelt, soll es schlecht ergehen!"

„Am 23. April 1851 erschien in dem Dorfe Tunhiang der himmlische ältere Bruder, der Heiland Jesus Christus, und redete die Menge an: „O, meine jüngeren Brüder, ihr müßt die himmlischen Gebote halten, den Befehlen gehorchen, die euch gegeben werden und in Frieden untereinander leben. Wenn ein Höherer

im Unrecht und ein Niederer etwas im Recht ist oder umgekehrt, richtet nicht um einzelnes Wort; schreibt die Sache nieder in ein Buch und verschiebt Fehde und Feindschaft! Ihr müßt das Gute pflegen und euren Lebenswandel reinigen; auch sollt ihr nicht in die Dörfer gehen und das Gut anderer Leute nehmen. Wenn ihr in die Schlachtreihen tretet, um zu fechten, so müßt ihr nicht zurückweichen. Wenn ihr Geld habt, so müßt ihr nicht denken, daß es euch gehört, sondern der öffentlichen Kasse abliefern. Ihr sollt den Weg zum Himmel finden und darin eintreten; aber gegenwärtig ist das Werk noch mühsam und beschwerlich; doch werdet ihr noch zu hohen Ehren befördert werden. Wenn ihr trotz des Unterrichts, den ihr genossen, dennoch die Gebote des Himmels übertreten, euren Officieren ungehorsam sein, oder in der Schlacht fliehen solltet, so will ich — euer erzürnter älterer Bruder — Befehl geben, euch zu tödten!"

Es widert mich an, auch nur ein einziges Wort des Commentars hinzuzufügen. Der himmlische jüngere Bruder sitzt nun in Nanking, seine Truppen nähern sich Peking, und ich würde den Sieg der Rebellion für unzweifelhaft halten, wenn sich die Europäischen Staaten in keiner Weise in den Kampf einmischen. Aber wird es schon das Christenthum sein, das mit ihr siegt? Hung selbst ist seit einigen

Jahren ganz abgetreten vom Schauplatze; er sitzt als Kaiser hochthronend im Palaste zu Nanking, der alten Kaiserstadt; er schreibt Tractate und lebt mit seinen Frauen.

O, wie rein und keusch glänzt daneben das Licht, in welchem Jesus Christus der Erde erschienen ist.

Schluß.

Inhalt des ersten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.

Maron, Hermann,

Japan und China Reiseskizzen, entworfen während der preußischen Expedition nach Ost-Asien

Bd.: 2

Berlin (1863)

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11749856-0